



© 2010, 2. Auflage, Zusammenstellung: Marianne Mönch

Alle Angaben sind nur als Informationsquelle für die Teilnehmer der Reise des Verbandes Deutscher Japanischer Gesellschaften gedacht. Fehler sind nicht auszuschließen.

Aus dem großen Bereich japanischer Kultur wurden nur Themen ausgewählt, über die man bei dieser Reise Bescheid wissen sollte. Zum Beispiel sind die Bereiche Kunst, Theater/Tanz und Musik nur angerissen. Sportarten sowie andere Themen fehlen ganz.

Als Quellen dienten u. a.:

- ▶ Zahlreiche Recherchen im Internet,
  - ▶ Übersetzungen aus dem Japanischen und Englischen von verschiedenem Prospektmaterial,
  - ▶ Reiseführer Japan (Stefan Loose) 1998 und 2010,
  - ▶ Japan - Kunstreiseführer (Dumont 1992 und 1998),
  - ▶ Reisegast in Japan (Iwanowski's Reisebuchverlag),
  - ▶ We Japanese,
  - ▶ Lexikon der östlichen Weisheiten
- Die Quellentexte konnten nicht explizit auf ihre Richtigkeit überprüft werden.

Eine Wiedergabe der Texte in anderen Veröffentlichungen oder im Internet ist nicht erlaubt.

Herrn Dr. Ulrich Pauly, Bonn, ein besonderer Dank für die Überprüfung, Korrektur und Ergänzung der Texte.

Titelfoto: Gesa Neuert  
Satz und Layout: Frank Sartorius  
Logo des VDJC: Jakob Möhring



## Inhalt

Statistischer Überblick .....	2	Chinesische Tierkreiszeichen .....	48
Epochen japanischer Geschichte .....	3	Japanpapier – <i>washi</i> .....	49
Die japanische Sprache .....	7	Japanische Holzschnitte – <i>ukiyo-e</i> .....	51
Die Japanische Schrift .....	9	Tuschemalerei – <i>sumi-e</i> .....	56
Kalligraphie – <i>shodō</i> .....	11	Dekorative Kunst .....	57
Konfuzianismus .....	12	Blattgold-Herstellung .....	58
Taoismus .....	14	Japanische Seide .....	60
Religionen in Japan .....	16	Kaga-Yuzen-Seidenherstellung .....	62
Abriss der jap. Mythologie .....	18	Japanische Keramik .....	64
Shintō .....	20	Japanisches Porzellan .....	65
Der Schrein .....	21	Lackarbeiten .....	68
Löwenhunde – <i>koma inu</i> .....	24	Japanische Gartenarchitektur .....	69
Fuchsschrein – Inari-Schrein .....	25	Ikebana .....	74
Buddhismus .....	26	Darstellende Kunst (trad. Theater) .....	75
Der Tempel .....	28	Traditionelle Musikinstrumente .....	77
Statuen im Tempel .....	29	Japanische Literatur .....	81
Zen .....	32	Papierfaltkunst – <i>origami</i> .....	83
Sieben Glücksgötter .....	34	Grüner Tee und die Teezeremonie .....	84
Neue Religionen, <i>shinshūkyō</i> .....	35	Japanische Badekultur .....	87
Christliche Religionen .....	36	Japanische Toiletten .....	89
Aberglaube und Glücksbringer .....	36	Typische japanische Speisen .....	90
Die winkende Katze .....	39	Reiseproviant – <i>o-bento</i> .....	96
Der Daruma .....	41	Getränke .....	97
Kokeshi-Puppen .....	42	Zum Verhalten in Japan .....	98
Tiere in Mythen und Fabeln .....	43	Karte Japans mit Präfekturen	
Der Fuchs .....	44	in den Regionen .....	100
Der Tanuki – Dachshund .....	45		
Der Kappa .....	46		

## Japan – Ein kurzer statistischer Überblick

► Japan ist ein Inselland. 98% des Landes verteilen sich auf die vier großen Hauptinseln Hokkaidō, Honshū, Shikoku und Kyūshū. Unsere Reise findet im Mittelteil der Insel Honshū statt. Japans Landfläche ist mit 378.000 km<sup>2</sup> etwa 22.000 km<sup>2</sup> größer als Deutschland.

► Verwaltungsmäßig ist Japan in die 8 Regionen Hokkaidō, Tōhoku, Kantō, Chūbu, Kinki/Kansai, Chūgoku, Shikoku, Kyūshū und Okinawa eingeteilt. Jede Region ist in Präfekturen gegliedert. Insgesamt gibt es 47 Präfekturen.

► Das Land besteht überwiegend aus Bergen und Hügeln. Viele davon sind vulkanischen Ursprungs, 36 Vulkane sind heute noch aktiv. Der Vulkanismus ist der Grund für die vielen heiße Quellen und Erdbeben. Nur 17 % des Landes sind Flachland und vollständig für die Besiedelung und Landwirtschaft nutzbar. Um ausreichend Land für die Bevölkerung und die Industrie zu erhalten, gewinnt man Land aus dem Meer. Dadurch gingen viele schöne Küstenregionen für den Tourismus verloren.

► Die größten Ebenen liegen in den Regionen Kantō und Kansai. **Kantō** ist das Gebiet, das in weitem Bogen um die Tōkyō-Bucht liegt. Der Name bedeutet „östlich der Barriere“. Mit Barriere sind die Bergregionen in Chūbu und Hakone gemeint. Von den ca. 127 Mill. Einwohnern wohnen 1/3 in der Region Kantō.

**Kansai** ist die Region, in der u. a. die großen Städte Ōsaka, Kyōto und Kōbe liegen. Der Name bedeutet „westlich der Barriere“.

► Japan ist eine Demokratie, in der der Tennō nur noch als „Symbol der Einheit des japanischen Volkes“ gilt und sich auf repräsentative Aufgaben beschränken muss, die der Billigung des Kabinetts bedürfen. Alle volljährigen Bürger besitzen das aktive und passive Wahlrecht für die nationalen und regionalen Wahlen. Das japanische Regierungssystem gründet sich auf der japanischen Verfassung von 1947. Sie legt die Rolle des Kaisers, die Rechte und Pflichten der Bürger, die Pflichten der verschiedenen Regierungsbehörden und andere Vorschriften fest, nach denen die Regierung arbeitet. Sie wird auch Friedensverfassung genannt, weil sie Japans Verpflichtung zur Wahrung des Friedens und zum Verzicht auf Krieg festschreibt.

► Japan befremdet uns manchmal, weil es so anders funktioniert, als die Länder der westlichen Welt und dennoch den gleichen Ansprüchen genügt: Japan ist reich, effizient, produktiv, erfinderisch. Dies alles auf eine Art, die uns – je nach

Sichtweise – bedrohlich, bezaubernd oder beispielhaft erscheint. Japan ist ständig in Bewegung und ruht doch in sich selbst. Es beherrscht meisterlich die Kunst des „Sowohl als auch“. Widersprüche schaffen hier keine Identitätskrisen. Das Land bewahrt uralte Traditionen und fiebert gleichzeitig der Zukunft entgegen. Hässliches steht neben klarer Ästhetik, Höflichkeit und Freundlichkeit neben starkem Druck zur Konformität.

► Zu Beginn der Reise sollen die Gedanken des Arztes Erwin von Bälz stehen, der in der zweiten Hälfte des 19. Jh. in Japan 29 Jahre gelebt hat und mit einer Japanerin verheiratet war:

„Wer ein fremdes Volk verstehen will, der muss sich in dasselbe, in seine Denk- und Auffassungsweise einzuleben versuchen, um aus dieser heraus die Anschauungen und Gebräuche zu erklären. Er muss versuchen, die Sprache zu lernen, er muss mit den Leuten ungezwungen und direkt verkehren können und muss sich bemühen, ohne vorgefasste Meinung die Zustände und Menschen objektiv zu beurteilen. Wer das tut, der fühlt bei längerer Berührung mit einer fremdartigen Kultur in sich eine Wandlung vorgehen. Je länger er studiert, umso vorsichtiger und zurückhaltender wird er in seinem Urteil, denn er sieht die Schwierigkeiten des richtigen Erkennens. Menschen, welche in dem Leben und der Sitte eines fremden Volkes vieles lächerlich finden, machen eigentlich nur sich selbst lächerlich, da sie über Dinge spotten, die sie nicht verstanden haben.“

## Epochen der japanischen Geschichte

### Jōmon-Zeit

In der Zeit von 10.000 v. Chr. bis etwa 300 v. Chr. wanderten Menschen aus dem Gebiet des heutigen Südostchina, Korea und Sibirien in das Gebiet des heutigen Japan ein. Schnurkeramik. Anbau u. a. von Trockenreis und Hirse.

### Yayoi-Zeit

Zwischen 300 v. und 300 n. Chr. verstärkte Einwanderung aus Korea und China. Diplomatische Kontakte zu chinesischen Staaten spätestens ab dem 3. Jh. n.Chr.

### Kofun-Zeit

Große Schlüsselgräberanlagen entstehen zwischen 300 und 710 n. Chr. Es gab enge Kontakte u. a. zu den koreanischen Teilkönigreichen Silla und Paekche.

### Nara-Zeit (710 – 784)

In der Nara-Zeit wird der schon 538 (552) von Prinz Shōtoku Taishi eingeführte Buddhismus stark gefördert. Die Staatsform lehnt sich an chinesi-

sche Vorbilder an. Gründung eines Zentralstaates mit einem Kaiser oder einer Kaiserin an der Spitze und Heijō-kyō (heute Nara) als erste feste Hauptstadt.

#### Heian-Zeit (794 – 1185)

In der Heian-Zeit Verlegung der Hauptstadt nach Heian-kyō (heute Kyōto). Es kommt zu einem Aufschwung der höfischen Kultur. Die Macht des Kaisers wird nach und nach geschwächt und Kriegerfamilien etablieren sich. Ausbruch des Genpeikrieges zwischen den Kriegersippen Taira und Minamoto. Zum Ende der Heian-Zeit begründet die Minamoto-Familie das erste Shōgunat (Militärregierung) in Kamakura.

#### Kamakura-Zeit (1192 – 1333)

Shōgunat in Kamakura. Die Macht der Minamoto wird abgelöst vom Hōjō-Clan. Während der Kamakura-Zeit unternimmt Kublai Khan zwei Invasionsversuche in Japan. Seine Flotte wird beide Male durch einen Taifun (*Kamikaze, Götterwind*) vernichtet. Bau von Zen-Tempeln in Kamakura.

#### Muromachi-Zeit (1338 – 1573)

Shōgunatsregierung kehrt zurück nach Kyōto. Regierung durch Ashikaga-Shōgune.

Nach seiner Vertreibung gründet Kaiser Godaigo in Yoshino den „Südlichen Hof“, der Gegenkaiser in Kyōto den „Nördlichen Hof“. 50 Jahre Bürgerkrieg. Danach werden die Höfe wieder zusammengelegt. Im 15. Jh. beginnt die Zeit der streitenden Reiche; (*sengoku-jidai*). Die mächtigen Kriegerfamilien bekämpfen sich gegenseitig mit eigenen Armeen. Das Shōgunat verliert die Kontrolle über das Land.

#### Sengoku-Zeit (1477 – 1603)

Die drei Reichseiniger (Oda Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi, Tokugawa Ieyasu) beenden in der Azuchi-Momoyama-Zeit (1568 bis 1603) den über 100-jährigen Bürgerkrieg. Oda Nobunaga wird ermordet, Toyotomi Hideyoshi führt den Korea-Krieg und stirbt während des zweiten Feldzuges. 1600 Schlacht von Sekigahara. Danach Machtübernahme und Reichseinigung unter Tokugawa Ieyasu.

#### Edo-Zeit (1603 – 1867)

In der Edo-Zeit schottet sich Japan vom Rest der Welt ab. Die Tokugawa-Familie behält für über 250 Jahre die eiserne Kontrolle über die Daimyō und das Reich. Nach dem Aufstand in Shimabara, 1637, endgültiges Verbot des Christentums. Verarmung der Samurai durch die wachsende Bedeutung von Handel und Gewerbe. 1853 und 1854 segelt US-Admiral Matthew Perry mit seiner Flotte von vier Kriegsschiffen unbehelligt in die Bucht von Edo (Tōkyō), um einen Brief des US-Präsidenten Millard Fillmore zu übergeben, in dem dieser die Tokugawa-Regierung zur Öffnung japanischer Häfen

für die USA auffordert. Die Leichtigkeit, mit der Perry vor Edo erscheinen konnte, offenbart die militärische Schwäche des Tokugawa-Regimes. Dies führte zu einem Aufstand einiger Daimyō und mündet letztlich in der Ersetzung der Shōgunats- durch die Kaiserherrschaft. Wiedereinsetzung des Kaisers, der allerdings wenig reale politische Macht erhält.

#### Meiji-Zeit (1868 – 1912)

Die Reform des Kaiserhauses unter dem Meiji-Tennō ab 1868 (Meiji-Restauration und Moderne) beendet die Zeit des Kriegeradels und läutet die Moderne ein. Das Land erhält 1889 eine moderne Verfassung. Die Hauptstadt Edo wird in Tōkyō umbenannt. Der „göttliche Ursprung des Kaisers“ wird in der Verfassung verankert. Der Shintoismus wird Staatsreligion, der Buddhismus zurückgedrängt. Feudalherrschaft und Einteilung des Volkes in Stände werden abgeschafft. Viele Japaner gehen zum Studium ins Ausland und helfen nach ihrer Rückkehr bei der Modernisierung des Landes. Japan nimmt den Imperialismus des Westens als Vorbild und siegt 1894/95 im Chinesisch-japanischen Krieg, 1904/05 im Russisch-japanischen Krieg und annektiert 1910 Korea.

#### Taishō-Zeit (1912 – 1926)

Unter Taishō-Tennō steht Japan im Ersten Weltkrieg (1914 bis 1918) auf Seiten der Alliierten und erobert die deutsche Garnison Tsingtau. Die männlichen Gefangenen werden nach Japan gebracht und auf verschiedene Gefangenenlager verteilt. In dem bekanntesten Lager Bando bei Naruto führen deutsche Gefangene viele Elemente deutscher Kultur ein. Die 9. Symphonie von Beethoven wird dort erstmals in Japan gespielt. Nach Auflösung der Lager bleiben etliche Deutsche in Japan, gründen Firmen und eröffnen Geschäfte und Restaurants mit deutschen Waren und Speisen. 1920 tritt Japan dem Völkerbund bei. Europäische Kleidung, Lebensart und Wohnart verbreiten sich zunehmend.

1921 unternimmt Kronprinz Hirohito als erster japanischer Thronanwärter eine Auslandsreise nach Europa.

#### Shōwa-Zeit (1926 – 1989)

Hirohito besteigt den Thron und gibt seiner Regierungszeit den Namen Shōwa („Erhabener Friede“) Ab 1929 starke wirtschaftliche Schwierigkeiten.

1931 Expansion durch Besetzung der Mandschurei.

1937 allgemeine Mobilmachung. Neuer Chinesisch-Japanischer Krieg. Besetzung von Nanking.

1940 Dreimächtepakt zwischen Japan, Deutschland und Italien. Dezember 1941 greifen japanische Truppen den US-Stützpunkt Pearl Harbor im Pazifik an und fordern so die USA heraus. Damit weitet sich der

Zweiter Weltkrieg auf den Pazifischen Ozean aus. Es kommt zu zahlreichen Kriegsverbrechen. 1945 nähern sich die alliierten Truppen den japanischen Inseln. Auf Okinawa und anderen kleineren Inseln toben heftige Kämpfe. Der Kaiser und das Parlament wehren sich lange gegen die Kapitulation. Am 6. August 1945 werfen die Amerikaner eine Atombombe über der Stadt Hiroshima und am 9. August eine weitere über Nagasaki ab. Erst unter dem Eindruck dieser total zerstörten Städte und der Tausenden von Toten und Verletzten kapituliert Japan bedingungslos. Japans große Städte liegen in Schutt und Asche.

Am 1.1.1946 erklärt Kaiser Hirohito, er sei nicht göttlich.

1947 Erlass der „Friedensverfassung“. Der Wiederaufbau beginnt mit Macht. Kronprinz Akihito vermählt sich 1959 mit der bürgerlichen Shoda Michiko. 1964 erste Olympische Spiele in Tōkyō.

1970 Weltausstellung in Ōsaka.

1971 besucht Kaiser Hirohito Deutschland und Europa.

1972 Olympische Winterspiele in Sapporo.

1973 Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Taiwan und Aufnahme von Beziehungen zu Rot China.

1989 stirbt Kaiser Hirohito (Shōwa-Tennō).

Heisei-Zeit (1989 – heute)

Kaiser Akihito besteigt den Thron. Bei der Inthronisierung gibt er seiner Regierungszeit den Namen „Heisei“ (den Frieden schaffen). Die Heisei-Zeit ist bisher geprägt von der japanischen Wirtschaftskrise nach dem Zusammenbruch der Bubble Economy.

1993 Staatsbesuch von Kaiser Akihito und Kaiserin Michiko in Deutschland.

1993 Hochzeit von Kronprinz Naruhito mit der Diplomatenochter Owada Masako.

1994 Japanische Wahlrechtsreform.

1998 Olympische Winterspiele in Nagano.

1995 Großes Hanshin-Beben (Kōbe-Ōsaka) und Giftanschläge der AUM-Sekte (Ōmu Shinrikyō) in Tōkyō. Das Volk erkennt die Hilflosigkeit der Regierung.

2001 Die Geburt von Prinzessin Aiko, Tochter von Kronprinz Naruhito und Masako, entfacht heftige Debatten, ob eine weibliche Thronfolge möglich sein sollte.

2002 Aus Anlass der Fußball-Weltmeisterschaft in Südkorea und Japan weist Kaiser Akihito in einer viel beachteten Rede auf die koreani-

schen Wurzeln seiner frühen Vorfahren hin und erklärt, dass er eine gewisse Verwandtschaft mit Korea spüre.

2004 Großes Erdbeben in Niigata.

2005 Parlamentsbeschluss zur Postprivatisierung

2005 Zunehmende Konflikte mit dem großen Nachbarn China, bedingt durch dessen wirtschaftlichen Aufstieg und die mangelnde Aufarbeitung japanischer Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg (Schulbuchstreit).

Ebenfalls Konflikte mit Korea, bedingt durch die vermutete atomare Bewaffnung des kommunistischen Nordkorea. Unter dem Eindruck dieser Bedrohung Änderung der bisherigen pazifistischen Außen- und Verteidigungspolitik Japans, nachdem das Land bereits Soldaten der Selbstverteidigungstreitkräfte an der Seite der USA in den Irak entsandt hatte. Die Hilfe in Afghanistan wird zur heißen Diskussion.

2009 wird nach 50 Jahren politischer Macht die LDP (Liberal Demokratische Partei) von der DPJ (Demokratischen Partei Japan) abgelöst. Diese Partei zeigt kurz nach dem Wahlsieg bereits deutliche Schwächen.

## Das Nengō-System

Umrechnung unserer Jahreszählung in das in Japan übliche kalendarische Schema

Heisei Kalender	1	2	3	4	5	6	7	8
Gregor. Kalender	1989	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996
Heisei Kalender	9	10	11	12	13	14	15	16
Gregor. Kalender	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004
Heisei Kalender	17	18	19	20	21	22	23	24
Gregor. Kalender	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2012

## Die japanische Sprache

Sie ist mit keiner anderen asiatischen Sprache verwandt. Lediglich in der Grammatik hat sie eine engere Verbindung zur türkischen Sprache.

Das japanische Alphabet kennt genau so wie im Deutschen fünf Vokale. Sie stehen aber in einer anderen Anordnung: a, i, u, e, o. Alle Konsonanten werden stets mit einem Vokal verbunden. Einzige Ausnahme ist das ‚n‘. Beim Erlernen der Sprache ist die Reihenfolge der Konsonanten etwas leichter als in unserem Alphabet. Nach der ersten Reihe der Vokale folgen Silbenreihen mit den Anfangskonsonanten k, s, t, n, h, m, y, r, w. In der Praxis sieht das so aus:

## Das „japanische Alphabet“

### Hiragana

あ	い	う	え	お
a	i	u	e	o
か	き	く	け	こ
ka	ki	ku	ke	ko
さ	し	す	せ	そ
sa	shi	su	se	so
た	ち	つ	て	と
ta	chi	tsu	te	to
な	に	ぬ	ね	の
na	ni	nu	ne	no
は	ひ	ふ	へ	ほ
ha	hi	fu	he	ho
ま	み	む	め	も
ma	mi	mu	me	mo
や	ゆ	よ		
ya	yu	yo		
ら	り	る	れ	ろ
ra	ri	ru	re	ro
わ			を	
wa			wo	
ん				
n				

### Katakana

ア	イ	ウ	エ	オ
a	i	u	e	o
カ	キ	ク	ケ	コ
ka	ki	ku	ke	ko
サ	シ	ス	セ	ソ
sa	shi	su	se	so
タ	チ	ツ	テ	ト
ta	chi	tsu	te	to
ナ	ニ	ヌ	ネ	ノ
na	ni	nu	ne	no
ハ	ヒ	フ	ヘ	ホ
ha	hi	fu	he	ho
マ	ミ	ム	メ	モ
ma	mi	mu	me	mo
ヤ	ユ	ヨ		
ya	yu	yo		
ラ	リ	ル	レ	ロ
ra	ri	ru	re	ro
ワ			ヲ	
wa			wo	
ン				
n				

Es wäre alles so einfach, gäbe es die Ausnahmeregeln nicht. So wird in der s-Reihe aus dem si ein shi, in der t-Reihe aus dem ti ein chi und aus dem tu ein tsu und in der h-Reihe aus dem hu ein fu.

Die Silben können zusätzlich noch variiert werden. So wie wir durch zwei Striche über den Vokalen die Umlaute bilden, verändern im Japanischen zwei Striche

rechts oben neben den Silben die Aussprache von hart in weich, z. B. statt ka, ki, ku, ke, ko wird ein ga, gi, gu, ge, go usw. Steht statt der kleinen Striche ein Kringel o, so wird aus der weichen Aussprache eine harte z. B. aus ba, bi, bu, be, bo wird pa, pi, pu, pe, po.

Deutsche Zungen sprechen je nach ihrem Heimatdialekt das Japanische oft falsch aus. Das bezieht sich vor allem auf die Laute mit s und z. Die Regel lautet: z steht für weiches s, das s für ein scharfes ß (ss). Probieren Sie selbst: Suzuki = Aussprache SSusuki.

Die Buchstabenkombination sh wird „sch“ ausgesprochen: shigatsu (April) = „schigatsu“

Das ‚j‘ in Silben wird zu ‚dsch‘ z. B. Fuji-san = Fudschi-san, die bei Tempeln angehängte Silbe ‚ji‘ wird ebenfalls zu ‚dschi‘. Man vermeide tunlichst ein hartes ‚tschi‘. Der Doppelvokal ‚ei‘ wird nicht wie unser deutsches ‚ei‘ sondern ‚e-i‘ gesprochen. Es ist schlimm, von einer „Gaisha“ zu erzählen, sie heißt „Ge-i sha“.

Es gibt viele Wörter, wo man das ‚u‘ oder das ‚i‘ kaum ausspricht: suki desu (ich mag es) = ski desu, hito (der Mensch) = hschtu.

Japanische Wörter haben keine Silbenbetonung. Nicht „Kamakura“ sondern Ka ma ku ra, nicht Herr Kimura sondern Ki mu ra.

Sprechen Sie bitte die Vokale e und o immer offen und kurz aus, es sei denn, sie sind mit Dehnungszeichen versehen. Ebi (Garnele) = Äbi, Edo (Tōkyō) = Ädo.

Die Schreibweise von Japans Hauptstadt ist korrekt Tōkyō und nicht Tokio. Denn die Silben setzen sich zusammen aus Tō (Ost) und kyō (Hauptstadt) und nicht aus To ki o.

## Japanische Schrift

Die Japaner haben das komplizierteste Schriftsystem der Welt, bei dem vier Zeichensysteme gleichzeitig benutzt werden. Es handelt sich dabei zum einen um die ursprünglich aus China importierten Kanji-Zeichen, die aus bis zu 64 Strichen aufgebaut sein können (obwohl das sehr selten ist). Aus den Kanji (wörtl.: chinesisches Schriftzeichen) wurden ungefähr im 8. Jahrhundert zwei vereinfachte Silbenschriften entwickelt, die aus jeweils 47 Zeichen bestehen. Hiragana-Schriftzeichen sind etwas runder, und wurden ursprünglich vor allem von den Hofdamen am Kaiserhof benutzt. Während die Männer damit beschäftigt waren, die chinesischen Zeichen zu lernen und chinesische Literatur zu studieren, schrieben die Frauen in Hiragana und schufen die erste japanische Literatur, bis heute Klassiker: Das „Genji-Monogatari“ und „Das Kopfkissenbuch“ gehören dazu. Ungefähr zeitgleich fingend buddhistische Mönche an, die selben japanischen Silben in Katakana-Schriftzeichen darzustellen, die etwas eckiger als Hiragana aussehen. Seit der Meiji-Zeit, vor allem

aber seit dem Zweiten Weltkrieg, nimmt auch der Gebrauch von **Roma-ji**, also lateinischer Schrift, immer mehr zu. Leuchtreklamen, internationale Firmenlogos und zum Teil auch (für Ausländer) wichtige Straßenschilder werden in Roma-ji geschrieben.

Kanji kann man in drei Gruppen unterteilen: Pictogramme, Sinnbilder und Bildkombinationen: Die Pictogramme sind am seltensten, zu ihnen zählen z. B. die Zeichen für „Berg“ (山 = drei emporrage Gipfel) oder „Baum“ (木 = Stamm mit Zweigen). Sinnbilder stehen für abstrakte Begriffe, z. B. „1“ (一 = ein Querstrich), „2“ (二 = zwei Querstriche), „3“ (三 = drei Querstriche) oder „oben“ (上) bzw. „unten“ (下). Der Großteil der Kanji besteht allerdings aus Kombinationen von zwei oder mehr Zeichen. Manchmal lässt sich noch ein semantischer Zusammenhang erahnen, z. B. das Zeichen für „Mann“ (男), das aus „Reisfeld“ (田) und „Kraft“ (力) besteht. Häufiger wurden allerdings Teile des Zeichens nach ihrer Aussprache ausgewählt, die sich dann auf das neue Zeichen übertragen. Das funktioniert, weil es im Chinesischen wie im Japanischen unglaublich viele Homonyme gibt, also Wörter, die bei gleicher Aussprache unterschiedliche Bedeutungen haben. Vorausgesetzt, man kennt das Zeichen, ist es deshalb auch viel angenehmer, einen Text mit Kanji zu lesen, als nur in Hiragana oder gar in Roma-ji: man kann einfach auf den ersten Blick erkennen, wie der Satz gegliedert ist und ob mit *atsui* [„heiß“ (bei Berührung), „heiß“ (bei Wetter) oder „dick“ (bei Bücher) gemeint ist...]. Bei uns ist dieses Phänomen eher selten, aber wir haben auch ein paar „Teekesselchen“... Ursprünglich benutzte man die chinesischen Schriftzeichen in den gebildeten Kreisen Japans, um Chinesisch wiederzugeben, doch ziemlich bald versuchte man, mit ihrer Hilfe auch japanische Wörter darzustellen. Die chinesische Aussprache des Zeichens (die **on-Lesung**) hatte dabei Vorrang vor der semantischen Bedeutung des Kanji. Dann ging man dazu über, das Zeichen als Symbol für das japanische Wort zu benutzen. Das Zeichen für „Berg“, chinesische Lesung *san*, wurde jetzt japanisch *yama* (Berg) ausgesprochen (**kun-Lesung**). Die meisten Kanji besitzen bis heute beide möglichen Lesungen, je nach Zusammenhang im Text. Der in Deutschland so berühmte „Fujiyama“ heißt auf japanisch übrigens „Fujisan“ – da ist wohl einem frühen Reiseschreiber mal ein Lesefehler unterlaufen, der nicht rechtzeitig korrigiert wurde... Mit Kanji schreibt man normalerweise Substantive, Adjektive und Verben (den Wortstamm).

Die anderen Wortarten sowie die flektierten Endungen von Verben oder Adjektiven schreibt man in Hiragana. Manchmal sind Kanji für bestimmte Wörter ungebräuchlich geworden, weil sie besonders kompliziert waren, dann schreibt man diese Wörter auch in Hiragana. Außerdem verwendet man die Silbenschrift als „Lautschrift“ (*furigana*), nicht nur in Mangas findet man oft neben den Kanji die richtige Lesung angegeben.

Katakana dient vor allem der Darstellung von Fremdwörtern, deren Klang in ein Korsett von japanischen Silben gepresst wird. Das deutsche Lehnwort „a ru ba i to“ (アルバイト = Arbeit = Nebenjob) gehört zu den leichter zu erkennenden Fremdwörtern. Schwieriger wird es mit englischen Begriffen (クリスマス = *ku ri su ma su* = Christmas; テーブル = *tē bu ru* = table, oder ステーキ = *su tē ki* = Steak) oder Städtenamen (フランクフルト = *fu ra n ku fu ru to* = Frankfurt), die einem einiges an Phantasie abverlangen.

Bezüglich der Schreibrichtung gibt es zwei Möglichkeiten: entweder senkrecht (dann auch von rechts oben nach links unten) oder wie wir waagrecht von links oben nach rechts unten. Heute schreibt man nur noch zu bestimmten offiziellen Anlässen mit dem Pinsel, dessen Handhabung ein wenig umständlich ist und zu einer großen Schreibweise zwingt.

Insgesamt gibt es wohl um die 40.000 Kanji, doch werden die meisten davon heute gar nicht mehr benutzt. Das japanische Bildungsministerium schrieb 1946 insgesamt 1850 Zeichen vor, die ein Schüler bis zum Abschluss der Highschool beherrschen muss. Die Liste wurde später mehrmals erweitert. Während des Studiums kommen fachbezogen noch einige hundert Kanji dazu, dabei wird ein Literaturstudent mehr Kanji lernen als vielleicht ein BWL-Student. Eingeweihte behaupten aber, dass viele junge Leute heute Probleme haben, Kanji selbst zu schreiben, da sie meistens am PC oder im Handy eingegeben werden. Dort muss man sie nur noch erkennen und bestätigen. Nichtsdestotrotz zählt die hohe Kunst der Kalligraphie (*shodō*) neben anderen traditionellen Künsten wie Origami, Ikebana oder Tee immer noch zu den beliebtesten Hobbys und wird auch in der Schule gelehrt.

## Kalligraphie

*Shodō* – der Weg der Schrift – ist eine Kunst, die in Japan einen hohen Stellenwert genießt. Der Kalligraph benützt nur Pinsel aus Tierhaaren in verschiedenen Größen und Härten. Ein hart getrockneter Tuschstein – gepresst aus einer Masse von Ruß und Leim – wird auf einem Reibstein unter Zugabe von ganz wenig Wasser solange gerieben, bis sich eine kleine Menge Tusche gebildet hat, die beim Reiben in eine Vertiefung des Steines fließt. Zum Schreiben benützt man *washi* – Japanpapier.

Die Schreibweise der Schriftzeichen bzw. die Reihenfolge der Striche ist zwar festgelegt, nicht aber die Linienführung. In ihr kommen die Persönlichkeit und der Gemütszustand des Künstlers zum Ausdruck.

Was die Kalligraphie von anderen Künsten unterscheidet, ist u. a. der Umstand, dass ein kalligraphisches Werk immer in einem Stück innerhalb weniger Sekunden erschaffen wird. Nachbesserungen sind nicht zulässig.

## Konfuzianismus

Der Konfuzianismus ist neben dem Daoismus und dem Buddhismus eine der bedeutendsten philosophischen Richtungen Chinas und Ostasiens. In China war er seit der Han-Dynastie (202 v. Chr. – 220 n. Chr.) bis zum Ende des Kaisertums im Jahr 1912 die verbindliche Staatsdoktrin.

Konfuzius war Beamter in China. Er lebte von 551 v. Chr. – 479 v. Chr. Der Name leitet sich ab von K'ung-fu-tse. K'ung ist ein Familienname, fu-tse bedeutet Lehrer, Weiser. Konfuzius wurde von seinen Anhängern als Vorbild und Ideal verehrt. Seine moralischen Lehren, seine rituellen Schriften und seine Lebensweise wurden als mustergültig angesehen. Ziel seiner Lehren war es, die mythologischen und religiösen Wertesysteme des chinesischen Feudalreiches zu restaurieren. Aus dem Kreis seiner Schüler stammt die Sammlung seiner Aussprüche. Inwieweit das Bild des Gelehrten Konfuzius im Laufe der Jahre idealisiert wurde, ist heute nicht mehr nachzuvollziehen. Es ist zudem auch nicht sicher, ob er wirklich nur 72 Schüler hatte.

Das Werk des Konfuzius gliedert sich in zwei Bereiche:

1. in die vier klassischen Bücher, die von den Schülern des Konfuzius aufgezeichnet wurden, und
2. die fünf kanonischen Bücher, die Konfuzius selbst bearbeitet haben soll.

Konfuzius selbst hat keine Schriften hinterlassen. Erst ca. 300 Jahre nach seinem Tod wurden Konfuzius durch den Kaiser der Han-Dynastie geehrt und seine Lehren erhielten dadurch neue Bedeutung.

### Kurzbeschreibung des Konfuzianismus

Der Konfuzianismus ist im eigentlichen Sinne keine Religion, sondern eine praktisch orientierte, moralische Philosophie. Das zentrale Anliegen des Konfuzianismus ist die Einbettung des Einzelnen in Familie, Staat und Moral im Sinne der chinesischen Tradition durch:

- ▶ Menschlichkeit
- ▶ Gerechtigkeit
- ▶ Ethisches Verhalten
- ▶ Weisheit
- ▶ Güte

Daraus werden 3 soziale Pflichten abgeleitet:

- ▶ Loyalität (wörtl. „Untertanentreue“)
- ▶ Kindliche Pietät (wörtl. „Verehrung der Eltern und Ahnen“)
- ▶ Wahrung von Anstand und Sitte. Diese umfasst alle Umgangsformen, sowohl unter den Menschen (Höflichkeit und Etikette) als auch zwischen Menschen und der übersinnlichen Welt (Zeremonien, Opferriten)

Das Leben des Menschen wird nach Ansicht der konfuzianischen Lehren von 5 Beziehungen bestimmt:

- ▶ Fürst und Staatsdiener
- ▶ Vater und Sohn
- ▶ Mann und Frau
- ▶ älterer Bruder und jüngerer Bruder
- ▶ Freund und Freund

Diese fünf Beziehungen werden im Konfuzianismus durch die Tugenden der Menschenliebe, der Gerechtigkeit und der Ehrerbietung bestimmt. Pietät bildet die Grundlage für das Familienleben und den Staat. Diese Pietät äußert sich durch die Verehrung und den Erhalt des Vererbten, durch Riten, durch Musik und durch literarische Bildung.

Die Frau untersteht drei Gehorsamsbeziehungen:

- ▶ Gehorsam gegenüber dem Vater, wenn sie jung ist
- ▶ Gehorsam gegenüber ihrem Ehemann, wenn sie verheiratet ist
- ▶ Gehorsam gegenüber ihrem erwachsenen Sohn, wenn sie verwitwet ist

Der erste Kontakt der japanischen Aristokratie mit den Lehren des Konfuzianismus erfolgte bereits zu Beginn des 5. Jh. n. Chr. (zur Zeit des japanischen Yamato-Reiches).

Im 7. Jahrhundert, als politisches Denken und religiöse Vorstellungen Chinas einen beträchtlichen Einfluss in Japan gewonnen hatten, fand auch der Konfuzianismus seinen Platz im japanischen Denken. Insbesondere in der Struktur der Regierungsbürokratie, im Bildungssystem und in der ersten Verfassung Japans hinterließ er seine frühen Spuren.

Vom 12. bis zum 16. Jahrhundert studierte man den Konfuzianismus in Zen-buddhistischen Klöstern, und im 17. bis 19. Jahrhundert verbreitete er sich als Staatsideologie und als Erziehungsphilosophie der Schulen im japanischen Volk.

Die konfuzianische Morallehre wurde nach und nach zur Grundlage für den Aufbau angemessener zwischenmenschlicher Beziehungen in Familie und Gesell-

schaft. Tugenden wie Fleiß, Gehorsam, Genügsamkeit, Zurückhaltung, Achtung vor dem Alter, Loyalität, Ahnenverehrung prägten die Erziehung.

Gegner des Konfuzianismus suchen für einen modernen Staat andere Werte. Auch die Emanzipation der Frauen spielt dabei eine große Rolle.

## Taoismus (Daoismus)

Die beiden Hauptformen des Taoismus in China sind der philosophische und der religiöse Taoismus (Daoismus). Beide sind jedoch eng miteinander verbunden.

Der Taoismus ist neben dem Konfuzianismus die bedeutendste Strömung in der chinesischen Philosophie. Er geht im Wesentlichen auf die rund 2.500 Jahre alten Texte des legendären Laotse (Lao-tzu) zurück. Ob Laotse als historische Person überhaupt gelebt hat, ist allerdings umstritten. Trotzdem gelten seine Schriften bis heute als Leitfaden für ein richtiges Leben.

Eine der wichtigsten Verhaltensregeln des Taoismus ist nach Laotse das Gebot des „Nicht-Handelns“ („Kultur der inneren Ruhe“). Der vollkommenste und natürlichste Zustand aller Dinge sei durch Leerheit und Stille gekennzeichnet: kein Karrierestreben, keine Ausbeutung, keine Aggressionen.

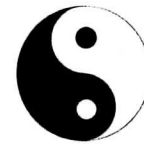
Laotse verglich den nach heiligen Prinzipien lebenden Menschen mit dem Wasser. Es nütze allen Wesen, ringe aber mit niemandem. Die Folgerung: wenn niemand mit dem anderen ringt, können alle ein friedliches Leben führen. Laotse tritt damit ein für eine Verwandlung des individuellen Charakters von innen heraus. Sein Ziel: eine gute und friedliche Gesellschaft. Spontanes Handeln, das sich frei von Absichten der jeweiligen Situation anpasst, ist die Haltung eines taoistischen Heiligen. Für die meisten Chinesen bedeutet Laotses Weisheit heute vor allem eine gelassene Einstellung zum Leben.

**Der philosophische Taoismus** lehrt, beide Seiten der Dinge, positive wie negative, zu erkennen, um so ihr Gesamtbild und inneres Wesen zu erfassen. Er ist einerseits praktische Lebenshilfe bei der Bewältigung von Krisen und Krankheiten. Andererseits ist der Taoismus aber auch eine Religion, ein „Weg“ zur individuellen Heilsfindung. Vor ca. 800 Jahren gab ein chinesischer Kaiser folgende Erklärung: „Der Buddhismus ist für den Geist, der Konfuzianismus für die Gesellschaft und der Taoismus für den Körper zuständig“. Im Volkskörper und in der chinesischen Kultur ist der Taoismus daher fest verwurzelt.

**Der religiöse Taoismus** hat eine lange und wechselvolle Geschichte mit zahlreichen Schulen und Lehren. Im Laufe der Zeit integrierte er viele bestehende und neue Elemente aus dem alten Volksglauben, schamanistischen Praktiken, dem

Konfuzianismus und dem Buddhismus. Historisch wird die Entstehung des religiösen Taoismus mit der Gründung der „Sekte der Himmelsmeister“ gegen Ende der Han-Dynastie (207 v. Chr. – 220 n. Chr.) gleichgesetzt. Grundlage sind die Weisheiten und Lehren des Laotse. In der auf ihn zurückgehenden Spruchsammlung *Tao-te-ching* (*Daode jing*), den Kanon des Wegs und seiner Kraft, wird der Weg zum kosmischen Leitmotiv erhoben, dem alle Schöpfung zu Grunde liegt.

**Tao (Dao), „der Weg“** oder der Ursprung ist das „Urprinzip des Kosmos“. Alles beginnt mit ihm und kehrt wieder zu ihm zurück. Chi (Qi) ist die Energie, der Atem, der allen Dingen innewohnt. Chi wird durch fünf Elemente symbolisiert, die jeweils unterschiedlichen Zuständen entsprechen: Wasser, Holz, Feuer, Erde und Metall. Der Gesundheitszustand des Menschen ist abhängig vom harmonischen Fluss des Chi. Durch meditative, geistige und körperliche Übungen zur Lebenspflege suchten schon früh taoistische Einsiedler die vitale Energie des Chi zu bewahren und in ihrem Geist zu verfeinern. Bis heute suchen sie nach dem Weg des „Großen Gleichgewichts“, um so Unsterblichkeit zu erlangen. Unsterblichkeit ist das ersehnte Ziel und Ideal aller Taoisten.



Das Chi heißt Zusammenspiel der beiden Kräfte **Yin und Yang**. Sie bilden zwei wichtige Prinzipien der taoistischen Lehre. Es sind entgegengesetzte Kräfte, die durch ihr Wechselspiel und durch ihr Zusammenwirken das gesamte Universum am Leben erhalten. Beiden Kräften werden bestimmte Eigenschaften zugeordnet.

**Yin** ist das Weibliche, Passive, Weiche, das u. a. durch den Mond, das Wasser, die Wolken, die Schildkröte und die Farbe Schwarz symbolisiert wird. **Yang** dagegen entspricht dem Männlichen, Aktiven und Harten und wird u. a. verkörpert durch die Sonne, das Feuer, den Drachen und die Farbe Rot.

Das Symbol für Yin und Yang ist der Kreis. Die beiden Punkte weisen darauf hin, dass jede der beiden Kräfte auch ihr Gegenteil in sich trägt. Nichts ist absolut, sondern enthält immer ein Stück des anderen. Yin und Yang verkörpern damit den Dualismus zweier entgegengesetzter und doch einander ergänzender Kräfte.

Auch in der traditionellen chinesischen Medizin sind die beiden Kräfte von zentraler Bedeutung. Nur wenn sich Yin und Yang im Gleichgewicht befinden, ist der Körper gesund.

Das Verhältnis der Chinesen zur Religion und zu ihren Gottheiten lässt sich durchaus als pragmatisch und lebensnah beschreiben. Eine Religion als praktische Lebenshilfe bei Problemen im Alltag. Der Taoismus kennt eine Vielzahl von Göttern und Gottheiten, die jederzeit erweitert werden können. Ähnlich den Heiligen in der katholischen Kirche nehmen die jeweiligen Gottheiten Einfluss auf ganz bestimmte Lebensbereiche (z. B. für Prüfungen, Liebesbeziehungen, Geldsorgen



usw.). Mit Wünschen und Bedürfnissen wird sich an Instanzen gewandt, die sich als wirksam erwiesen haben. Werden die Bitten nicht erhört oder haben die Opfer nicht die gewünschte Wirkung, wird die Gottheit gewechselt.

Der religiöse Taoismus prägt bis heute die Wertvorstellungen, das Handeln und das Brauchtum des chinesischen Volkes. Im Mittelpunkt stehen die Verfeinerung des menschlichen Körpers und das Streben nach Unsterblichkeit. Dies zeigt sich in der Verehrung der Ahnen und bestimmter Gottheiten, in Wahrsagerei, Traumdeutung und Meditation. Daneben verhelfen die richtige Ernährung, Atemübungen und Gymnastik zu anhaltender Gesundheit. Die Wert- und Zielvorstellungen des Taoismus beruhen auf der Gleichberechtigung aller Menschen und Dinge, auf Friedfertigkeit, Natürlichkeit und Bescheidenheit. Das bedeutet, Rücksicht zu nehmen auf die Interessen der Gegenpartei, sie zu achten und behutsam zu behandeln, außerdem Zugeständnisse zu machen und Toleranz zu zeigen.

Die alte chinesische Volksreligion war lange verboten und erwacht heute wieder zu neuer Blüte. Trotz der jahrelangen Unterdrückung, u. a. während der Kulturrevolution, blieb der Taoismus sowohl als Philosophie, wie auch als Volksreligion überaus lebendig. Nachdem die Machthaber in Peking (Beijing) den Druck gelockert haben, erlebt der religiöse Taoismus beim chinesischen Volk heute seine Renaissance.

Man nimmt an, dass der Taoismus mit dem Konfuzianismus im 5./6. Jh. nach Japan kam. Seine Lehre verschmolz mit den Lehren des Buddhismus, Shintōismus und Konfuzianismus.

## Religionen in Japan

In Japan haben immer mehrere religiöse Glaubensformen nebeneinander bestanden und sich zu einem Synkretismus vermischt. Die wichtigsten sind der Shintō und der Buddhismus, der Japan im 6. Jahrhundert erreichte. Daneben gab es chinesische Einflüsse durch Taoismus und Konfuzianismus, die von Shintō und Buddhismus aufgenommen und integriert wurden. Heute gehören die meisten Japaner, zumindest statistisch, beiden Hauptreligionen an.

Das Christentum spielt in der Geschichte Japans nur eine untergeordnete Rolle. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs herrscht eine besonders hohe religiöse Toleranz in Japan, was zu einem starken Anstieg neuere religiöser Sekten geführt hat. Der Begriff Religion wird im modernen Japanisch mit *shūkyō* (jap. 宗教) übersetzt, wtl. „religiöse Lehre“. Der Begriff entstand als Übersetzungswort des westlichen Religionsbegriffes und ist daher eine moderne Vokabel, die die Vorstellung einer auf bestimmte Dogmen gegründeten „Buchreligion“ hervorruft. Um das traditio-

nelle und großteils auch heute noch gängige religiöse Weltbild Japans umfassend zu verstehen, muss man den Begriff „japanische Religion“ jedoch weiter fassen.

Japanische Religion in einem umfassenden Sinn ist ein Konglomerat von verschiedenen buddhistischen Lehren und Institutionen, einheimischen Gottheiten (*kami*, jap. 神) und den mit diesen *kami* verbundenen Tabu- und Reinheitsvorstellungen, sowie diversen mit dem Buddhismus nach Japan gekommenen indischen, chinesischen und koreanischen Göttern, die heute zumeist in Shintō-Schreinen verehrt werden. Auch Totenseelen, Ahnen und Geister sind Teil dieses Pantheons. Lange Zeit bestand nur eine unscharfe Trennung zwischen diesen Bereichen. Erst die in der Meiji-Ära per Gesetz verordnete „Trennung von *kami* und Buddhas“ schuf die Notwendigkeit, die vielen gemischt-religiösen Institutionen entweder dem Shintō oder dem Buddhismus zuzuordnen. Seit der Abschaffung dieser Gesetzlage nach dem Zweiten Weltkrieg, kommt es zu einer allmählichen Rückentwicklung dieser Trennung, die in der Praxis ohnehin nur teilweise vollzogen worden war.

Zur typischen Religionsauffassung in allen traditionellen Religionsgemeinschaften zählt der Glaube, dass alle Gottheiten Wohltaten in diesem oder dem nächsten Leben gewähren können. Die Alltagsreligiosität ist auch heute noch stark auf die Erlangung solcher Wohltaten ausgerichtet. Einfachere Praktiken sind jedem Japaner geläufig, besonders schwierige überlässt man religiösen Experten (Mönchen, Priestern usw.), die als Mittlergestalten zu den Gottheiten fungieren. Es gibt keine Konversion, kein festes Dogma und affektiver Glaube wird nicht verlangt. Abgrenzen lässt sich die japanische Religion von Religionen mit ausschließlicher bzw. ausschließender Lehre (wie einigen neuen Religionen in Japan oder Christen), die solche Praktiken ablehnen.

Offizielle religiöse Statistiken Japans muten auf den ersten Blick oft seltsam an, da fast alle Japaner als Shintōisten und gleichzeitig als Buddhisten angeführt werden. Wer in Japan die Dienste eines buddhistischen Mönchs in Anspruch nimmt, gilt statistisch als Buddhist, wer Geld an den lokalen Schrein spendet, gilt als Shintōist. Daher sind offiziell rund 85% der Bevölkerung Buddhisten und über 90% Shintōisten. Fragt man jedoch auf der Straße nach der Religion (*shūkyō!*), ist die Antwort der Mehrzahl: „*Shūkyō wa nai.*“ – Keine Religion!

## Abriss der Mythologie des Shintō

von Dr. Ulrich Pauly

(Hinweis zu den Götternamen: Es ist höflicher, hinter dem Götternamen auch den in Klammern befindlichen Zusatz zu nennen)

Im Shintō sind drei große Mythenkomplexe miteinander verschmolzen. Dieser Prozess wurde im 7./8. Jh. n. Chr. vom Kaiserhaus gefördert. Mit der um die Sonnengöttin Amaterasu (-ō mikami) zentrierten, landesweit vereinheitlichten und in den Reichschroniken *Kojiki* (712) und *Nihongi* (720) niedergeschriebenen Mythologie wollte die sich von der Sonnengöttin herleitende japanische Kaisersippe ihre Vorrangstellung gegenüber den auf andere Gottheiten zurückgeführten konkurrierenden Adelssippen festigen.

Die Götter leben im hohen Himmelsgefilde (das oft im und über dem Gebiet des Berges Takachihō in Miyazaki, Kyūshū lokalisiert wird). Als das Land Japan noch jung war und wie Öl im Meer umhertrieb, entstanden im Himmelsgefilde nacheinander mehrere Götterpaare von denen das letzte, der **Gott Izanagi** (no mikoto) und die **Göttin Izanami** (no mikoto), von der Himmlischen Schwebebrücke (bei Ama no Hashidate im Norden der Präfektur Kyōto) aus mit einem Speer das umher treibende Land befestigten. Sie zeugten glücklich mehrere Kinder, bis Izanami sich bei der Geburt der Feuergottheit (am Strand von Makurazaki in Südkyūshū lokalisiert) verbrannte und starb.

Izanagis Versuch, seine Frau aus der Totenwelt zurückzuholen, scheiterte jedoch, und als sich Izanagi nach seiner Rückkehr auf die Erde von den Verunreinigungen durch die Totenwelt reinigte (Rituale der Reinigung spielen bis heute im Shintō eine wichtige Rolle), gebar er u. a. aus seinem linken Auge die **Sonnengöttin Amaterasu** und aus seiner Nase schnäuzte er ihren unbärdigen Bruder **Susanowo** (no mikoto), der volkstümlich oft als Wind- und Sturmgott angesehen wird (auch Susanoo).

Susanowo blieb auch als Heranwachsender ein wilder Gott. U. a. zerstörte er einmal in einem Wutanfall die Dämme zwischen den Reisfeldern und schüttete die Bewässerungskanäle zu. Derlei von ihm begangene Untaten galten als himmlische Vergehen. Sie waren besonders schwer, weil sie das Überleben der Gemeinschaft mit dem Zerstören der Felder bedrohten. Amaterasu nahm ihn lange in Schutz, doch als er eines Tages ein abgehäutetes Pferd in die Himmlische Webhalle warf, wobei eine Webmagd starb, war sie mit ihrer Geduld am Ende. Sie zog sich verbittert in die Himmlische Felsenhöhle (im Takachihō-Gebirge, Miyazaki, lokalisiert) zurück, so dass es auf Erden dunkel und eiskalt wurde. Erst als die Gottheiten über ihr Verschwinden bestürzt auf die Idee verfielen, die **Göttin des Lachens, Uzume** (no mikoto), vor der Höhle einen gewagten Tanz aufführen zu lassen, über den die Götter alle lachen mussten, lugte Amaterasu, neugierig geworden, aus der Höhle

und wurde herausgezogen, so dass es wieder hell und warm auf Erden wurde. Der Tanz der Uzume gilt als Prototyp der *kagura*-Tänze in den Shintō-Schreinen.

Susanowo wurden von den erbosten Göttern zur Strafe die Finger- und Zehennägel und der Bart geschnitten, wodurch er etwas von seiner Kraft verlor und man verbannte ihn nach Izumo (Präfektur Shimane). Auf dem Weg dorthin tötete er – nur halb gezähmt – die Nahrungsgöttin und ließ aus ihrem Leichnam verschiedene Kulturpflanzen (Reis, Hirse, Bohnen usw.) entstehen. In **Izumo** angekommen, rettete er die hübsche Kushinada-hime vor einem achtköpfigen Drachen, indem er ihn mit Reiswein betrunken machte und dann erschlug. Er heiratete **Kushinada-hime** und unter seinen Nachfahren mit ihr war auch der Gott **Ökuni-nushi** (no mikoto). Dieser musste verschiedene Mutproben bestehen, ehe ihn Susanowo seine Tochter **Suseri-hime** (no mikoto) heiraten ließ. Besonders bekannt und beliebt ist Ökuni-nushi durch eine gute Tat. Als er am Kap Keta (Präfektur Tottori) vorbeikam, traf er auf ein weinendes, nacktes Kaninchen, dem ein Hai (oder Krokodil) sein Fell abgerissen hatte. Er sorgte dafür, dass dem Tierchen sein Fell schneeweiß neu wuchs und das dankbare Kaninchen sorgte dafür, dass die schöne Yaga-hime dem polygamen Gott ihr Ja-Wort gab.

Die Sonnengöttin bestimmte nun ihren Sohn zum Herrscher über Japan, doch da diesem das Land zu unwirtlich vorkam, kehrte er in das Himmelsgefilde zurück. Sie schickte daher einen weiteren Gott auf die Erde, der in Izumo mit dem Gott Ökuni-nushi verhandelte und erreichte, dass dieser der Herrschaft der Sonnengöttin über Japan zustimmte.

Nachdem das „Land der frischen Ähren der tausend Herbste und langen fünfhundert Herbste des üppigen Schilfgefildes“, wie Japan damals kurz und prägnant genannt wurde (!), also unter ihre Herrschaft gekommen war, sandte Amaterasu ihren Enkel **Ninigi** (no mikoto) hinunter, damit er das Land in ihrem Namen beherrsche. Ninigi soll auf dem Gipfel des Takachihō gelandet sein (in der Präfektur Kagoshima bzw. in der Präfektur Miyazaki; über den genauen Berg streiten die Lokalpolitiker) und begab sich von dort an die Südspitze der Insel Kyūshū, wo er sich einen Palast erbaute. Er zeugte mit der Tochter des Berggottes drei Knaben, den Fischer Hoderi (no mikoto) und den Jäger Howori (no mikoto). Der Dritte war wohl das schwarze Schaf der Familie und wird in der Mythologie nicht weiter erwähnt. Auf der Suche nach dem verlorenen Angelhaken seines Bruders begab sich **Howori** zum Palast des Meeresgottes und heiratete dessen Tochter **Toyotama-hime** (no mikoto). Ihr gemeinsamer Sohn wurde am Strand der Insel Sakurajima (der Vulkan in der Präfektur Kagoshima) geboren. Seine Mutter, deren wahre Gestalt ein Krokodil war, wurde vom Sohn bei der Geburt erkannt. Deshalb kehrte sie verschämt ohne Mann und Sohn zum Meeresboden zurück. Als der Sohn (er wird heute im Udo-Schrein, Präfektur Miyazaki verehrt) erwachsen war, heiratete er seine Tante

Tamayori-hime (no mikoto), die ihn an Mutter statt liebevoll aufgezogen hatte und hatte mit ihr vier Kinder. Ihr Palast soll auf der Insel Aoshima, Präfektur Miyazaki, gestanden haben.

Das jüngste Kind der beiden war der Knabe **Kammu Yamato Iware Hiko** (no mikoto). Als er zum Mann herangewachsen war, brach er mit seinen Truppen von dem kleinen Hafen Mimitsu (Präfektur Miyazaki) auf und erreichte nach mehrjährigen Eroberungen der Gebiete an der Inlandsee schließlich **Kashihara** (in Asuka, Präfektur Nara). Dort soll er **660 n. Chr. als Kaiser Jimmu (Jimmu Tennō)** das japanische Kaiserreich begründet haben. Der Kashihara-Schrein soll sich an der Stelle befinden, wo einst sein Palast gestanden hat. Kaiser Jimmu soll in dem hinter diesem Schrein aufragenden großen Grabhügel begraben liegen. **Von Amaterasu, Ninigi und Jimmu leiten sich alle späteren Kaiser Japans ab**, die daher zeitweise auch als lebende Gottheit verehrt wurden.

Am 1.1. 1946 hat Kaiser Hirohito (Shōwa Tennō) öffentlich erklärt, er sei keineswegs eine lebende Gottheit. Nach der am 3.5.1947 in Kraft getretenen Verfassung ist der Kaiser das Symbol Japans und der Einheit des Volkes. Die Souveränität liegt beim Volk. Der Kaiser darf nur mit Billigung des Kabinetts oder des Parlamentes einige repräsentative Pflichten ausüben.

ō mi kami = große erlauchte Gottheit  
no mikoto = Hoheit, Gottheit

no kami = Gottheit  
-hime = Prinzessin

## Shintō

Shintō, 神道, bedeutet „Weg der Götter“, der *kami*. Es ist der Glaube an eine Unzahl einheimischer Götter Japans. Sie verkörpern Naturkräfte und -erscheinungen, aber auch vergöttlichte Ahnen, und sie „nehmen Wohnung“ an besonderen Orten in der Natur, z. B. in Bäumen, Wasserfällen, Quellen, Bergen, Steinen/Felsen usw. Die gesamte Natur wird als „beseelt“ empfunden, alle Erscheinungen und Orte können Wohnung eines *kami* sein. Shintō ist eine polytheistische Religion ohne Gründer, ohne festgelegte Lehren und Dogmatik, ohne Moralvorstellung und ohne besonderen Jenseitsglauben. Der Shintōismus beruht also auf einem anderen Religionskonzept als die so genannten monotheistischen Schriftreligionen. Viele Richtungen des Shintō berufen sich auf die Mythen des Altertums. In deren Mittelpunkt steht die Sonnengöttin Amaterasu, von der sich die Familiendynastie der japanischen Tennō herleitet.

Shintō wird nicht nur mit dem Tennō, sondern auch mit volksreligiösem Brauchtum assoziiert. Insbesondere die Feste der Schreingottheiten (jap. *matsuri*) nehmen zumeist den Charakter von fröhlich – überschäumenden Volksfesten an. Shintō

wird daher oft als diesseitiges Gegenstück zum jenseitsorientierten Buddhismus aufgefasst. Es ist eine weltbejahende Religion mit praktischem Hintergrund. Die an die Gottheiten gerichtete Gebete und Opfer sollen zur Verbesserung der realen Lebensumstände führen.

Shintō und Buddhismus haben sich ab dem 6. Jahrhundert untrennbar vermischt, und vieles, was heute als shintōistisch gilt, wurde einst mit dem Buddhismus aus China oder Indien nach Japan gebracht.

### Der Shintō-Schrein

Im Regelfall dient ein Schrein (*jinja*, *taisha*, *yashiro*, *miya*, *jingū*, *-gū*, *-sha*) dazu, einen heiligen Gegenstand aufzubewahren. Dieser Gegenstand heißt *shintai*, „Gott-Körper“. Ein *shintai* gilt als Sitz der Schreingottheit, er wird von einer Gottheit „bewohnt“. Ein Schrein ist eine Aufbewahrungshalle von *shintai*-Heiligtümern und nicht ein Gebetsraum. Die häufigsten *shintai* sind Spiegel oder Schwerter. *Shintai* werden gewöhnlich nicht gezeigt, wohl aber bei Schreinfesten (*matsuri*) in einen tragbaren Schrein (*o mikoshi*) gesetzt und in einer Prozession herumgeführt.

Bei der Gründung eines neuen Schreins muss die entsprechende Gottheit zunächst „eingeladen“ werden, im *shintai* wohnhaft zu werden. Ebenfalls geschieht das bei großen Schreinfesten. Es gibt einen eigenen mit einem Seil (*shimenawa*) gekennzeichneten Platz, auf den die Gottheit herabsteigt und von dort nach dem Fest wieder verabschiedet wird.

Im Allgemeinen kann man die Bedeutung eines Schreins eher an der Größe seines Areals als an der Größe des eigentlichen Hauptschreins messen. Die meisten alten, einflussreichen Schreine sind von einer weitläufigen parkähnlichen Anlage umgeben, in der neben der Hauptgottheit auch eine Vielzahl von Nebengottheiten verehrt wird. Man erkennt diese Anlagen oft auch an dem dichten Wald, der sie umgibt. Es ist tabu, die Bäume innerhalb eines Schreinareals zu fällen.

Die größeren alten Schreinanlagen sind häufig am Fuß eines Hügels oder an einem sanft ansteigenden Hang gelegen. Daraus ergibt sich auf natürliche Weise eine Trennung in einen tiefer gelegenen Eingangsbereich und einen erhöhten inneren Bereich. Der Eingangsbereich dient eher profanen Zwecken, etwa dem Verkauf von Amuletten. Der innere Bereich wird in vielen Fällen von einem niederen Zaun umgrenzt und beherbergt die Gebäude für religiöse Zwecke — die Haupthalle (*honden*), die Zeremonien- oder Gebetshalle (*haiden*), und Zweigschreine. Manchmal ist der Hauptschrein sogar ganz den Blicken der normalen Besucher entzogen wie in Ise. Bei den großen Schreinen gibt es auch eine Tanzbühne.

Die Statistik nennt 90.000 Schreine in Japan. Tatsächlich gibt es eine Vielzahl von Schreinen in unterschiedlicher Größe, vergleichbar mit unseren Kirchen und Kapellen. Häufig sind sie so klein, dass man sie fast mit einem „Bildstock“ vergleichen könnte. Das erklärt die hohe statistische Zahl.

Shintō-Torii



Das auffälligste Kennzeichen eines Schreins ist das *torii*, das Shintō-Torii, das vor jedem Schrein steht. Es gibt verschiedene Varianten von Toren. In jedem Fall bleibt die Grundform dieselbe: zwei Querbalken auf zwei Pfosten.

Da man in der Nara- und Heian-Zeit noch keine scharfe Trennung zwischen Shintōismus und Buddhismus machte, findet man bei alten Tempeln auch ein *torii* und einen kleinen Schrein.

Shimenawa („Götterseil“)



Das vielleicht archaischste Merkmal des Shintō ist das *shimenawa* („Götterseil“), das aus einfachem Stroh geflochten wird. Es symbolisiert die Anwesenheit eines Gottes oder einer göttlichen Kraft und ist häufig an der Front von Schreingebäuden oder an *torii* zu finden. Aber auch außerhalb von Schreinen stößt man immer wieder auf eindrucksvolle Bäume oder Felsen, die durch ein Götterseil als Sitz der *kami* gekennzeichnet sind. *Shimenawa* können sehr einfach sein, oder kunstvoll geflochten. Oft sind sie mit Zickzack-Papierstreifen (*shide*) versehen, die ebenfalls als ein Kennzeichen für den *kami* geweihte Objekte fungieren.

#### Am Schrein werden alle Feste im Leben eines Japaners begangen:

- ▶ die Segnung des Säuglings im Alter von 4 Wochen,
- ▶ das Fest der Kinder „Shichi-go-san“ (der 3 u. 7 jährigen Mädchen und der 5 jährigen Jungen),
- ▶ die Volljährigkeit mit 20 Jahren,
- ▶ die shintōistische Trauung,
- ▶ die Segnung eines Grundstücks vor dem Bau eines Gebäudes.

Bei allen diesen Feiern wird dem Schrein ein nicht zu knapp bemessener Geldbetrag in einem Umschlag gegeben. Das ist neben Spenden, Einkünften aus Kindergärten und Parkplätzen und dem Verkauf von *o mamori* (= geweihte Amuletts) und *o mikuji* (= Orakelzettel) die Haupteinnahmequelle der Schreine. In Japan gibt es keine Kirchensteuer.

#### Shintō - Priester:

Die allgemeine japanische Bezeichnungen für Shintō- oder Schrein-Priester ist in der Umgangssprache *kannushi* (wtl. ein *kami*-Herr). Der Shintō-Priester kann heiraten. Er lebt nicht in einer Gemeinschaft mit anderen Shintō-Priestern zusammen.

Das Zeremonialgewand eines Shintōpriesters geht auf die Adelstracht der Heian Zeit zurück. Die Grundfarbe des Gewandes ist weiß, je höherrangiger der Priester und je wichtiger die Zeremonie ist, umso mehr prächtig gefärbte Seidenstoffe kommen zum Einsatz. Als Kopfbedeckung dient entweder eine einfache runde Kappe (*tate-eboshi*) oder die schwarze Kappe mit dem hochgezogenen gestärkten Stoffstreifen (*kanmuri*)

Die „Schreindienerinnen“ nennt man *miko*. Sie sind rot-weiß gekleidet und helfen beim Gottesdienst, bei allen Feierlichkeiten, tanzen auf der Schreinbühne und verkaufen die Orakelzettel und Amulette. Sie sind nur für eine bestimmte Zeit im Schrein tätig, haben oftmals studiert und gehen später anderen Berufen nach.

#### Verhalten am Schrein

- ▶ Schreine betritt man durch ein *torii* (naturfarben oder rot, aus Holz, Metall oder Stein).
- ▶ Häufig stehen am Weg sehr schöne alte Laternen.
- ▶ Es gibt ein Wasserbecken mit Schöpfkellen zur zeremoniellen Reinigung. Damit übergießt man die Hände. Dann lässt man Wasser in die hohle

- Hand fließen und spült damit den Mund aus. Man spuckt das Wasser auf den Boden aus, nicht in das Becken hinein.
- ▶ Ein Strohseil (*shimenawa*) kennzeichnet einen sakralen Bezirk. Es ist meistens mit weißen Zick-Zack-Papierstreifen (*shide*) verziert.
  - ▶ Häufig sieht man an Schreingebäuden, Zäunen oder im Altarraum immergrüne Zweige des *sakaki*-Baumes (immergrüner Baum). Sie sind meist mit Papierstreifen geschmückt. Sie können als Sitz der *kami* gesehen oder auch zur Weihe benützt werden.
  - ▶ In der Haupthalle des Schreines (*honden*) steht häufig auf dem „Altar“ ein Spiegel (= Symbol für Reinheit und Leib der Gottheit). Auf dem Opfertisch stehen Reiskuchen (*mochi* oder flache *kagami-mochi*), manchmal auch Sake.
  - ▶ Im Altarraum (*heiden*) sieht man einen Wedel zum Segnen (*gohei* oder *haraigushi*) Er besteht aus einem Stab, an den Papierstreifen und Bast- oder Hanffäden gebunden sind. Diesen schwingt der Priester über Objekte oder Personen, die rituell gereinigt und gesegnet werden sollen (Handlung = *harae* od. *o harai*) wörtlich: Fegen oder Reinigen.
  - ▶ Auf dem Schreingelände und im Schrein stehen fast nie Statuen oder Bilder von Gottheiten.
  - ▶ Meistens gibt es auf dem Schreingelände einen mit vier Bambuszweigen, dünnem Seil und Papierstreifen gekennzeichneten Ort, auf den an Festen die Gottheit herabsteigt.
  - ▶ Man kauft einen Orakelzettel (*o mikuji*), erwirbt ein geweihtes Amulett (*o mamori*) oder kauft ein Votivtäfelchen aus Holz (*ema*), auf das man seinen Wunsch schreibt.
  - ▶ Manchmal sieht man in einem Schreingebäude einen oder mehrere tragbare kleine Schreine (*o mikoshi*). Es sind Göttersänften, in denen bei Festumzügen die Shintō-Gottheit herumgetragen wird.
  - ▶ Ablauf des Gebetes vor dem Schrein:
    - 2 x Klatschen mit Händen,
    - Anrufen der Gottheit durch Läuten der Schellen,
    - Beten und sich danach verneigen,
    - 1x Klatschen mit Händen,
    - Geldeinwurf in den Opferstock (*saisenbako*).

### Löwenähnliche Hunde

Neben den *torii* sieht man vor Schreinen die *koma inu*. Es sind löwenähnliche Steinhunde, die als abwehrende Wächterfiguren gegen böse Geister fungieren und

### Koma Inu



sich fast immer paarweise neben den Eingängen von Schreinen und manchmal auch von Tempeln befinden. Die meisten dieser Objekte stammen aus China und kamen mit dem Buddhismus nach Japan. Der auf der linken Seite sitzende Schutzhund wird als *shishi* (Löwe) und der rechte als *koma inu* (lit. „koreanischer Hund“) bezeichnet. Während der eine immer mit geöffnetem Maul = *a* posiert, hält der andere dieses verschlossen = *un*. Einer der beiden trägt meist ein Horn auf seinem Haupt. *A* und *un* = Anfang und Ende des japanischen Kana-Alphabets, ist erster und letzter Laut im Leben eines Menschen oder hat die Bedeutung von Yin und Yang. Auch die vor den Tempeln im Eingangstor aufgestellten Tempelwächterfiguren zeigen den geöffneten oder geschlossenen Mund.

### Fuchsschrein - Inari-Schrein

#### Myōbu



Viele Schreingebäude, besonders viele kleine, sind der Reisgottheit Inari geweiht. Sie haben vor dem Eingang keine Löwen sondern zwei weiße Füchse, die im Maul meistens den Schlüssel zum Reisspeicher oder eine Buchrolle (Botschaft) tragen. Man nennt diese Füchse *myōbu*, wtl. „Hofdamen“. Der Fuchs (*kitsune*) ist Götterbo-

te der Reisgottheit. Auch diese zeigt sich gern als Fuchs, wenn sie nicht die Gestalt einer jungen Frau annimmt. In den Ursprungslegenden des Fushimi Inari Schreins (Kyōto) hingegen erscheint die Gottheit als alter Mann, der dem buddhistischen Mönch Kūkai seine Dienste als Schutzherr des neu gegründeten Tōji-Tempels in Kyōto anbietet. Der Zusammenhang zwischen der Inari Gottheit, dem Fuchs und dem Reis und der Wechselgestalt von junger Frau und altem Mann ist nach wie vor etwas rätselhaft. Fuchsglaube und Reisgott waren wohl ursprünglich zweierlei, haben sich im Lauf der japanischen Religionsgeschichte aber gegenseitig verstärkt und sind zu einer Einheit verschmolzen.

Die Farbe der Inari-Schreine und der *torii* ist immer rot.

## Buddhismus

Prinz Siddhartha Gautama wurde Mitte des 6. Jh. v. Chr. in Nordindien geboren und gilt als Gründer dieser Religion. Er suchte als junger Mann durch Askese einen eigenen Weg der Erleuchtung. Sein Grundgedanke: alles Leiden im Leben eines Menschen entsteht durch Begierde. Überwindet man diese Begierden durch Verzicht und Loslassen, erreicht man am Lebensende das Nirwana, wo man von allen Anfechtungen befreit ist. Seine Regeln werden als „Achtfacher Pfad“ (zum Nirwana) bezeichnet, er selbst wurde „Der Erleuchtete = Buddha“ genannt.

Ca. 140 Jahre nach Buddhas Tod spaltete sich die Buddhistengemeinde in zwei Schulen: in Hinayana (das Kleine Fahrzeug) und Mahayana (das Große Fahrzeug). Der grundlegende Unterschied ist der, dass nach dem Hinayana-Glauben der Mensch nur aus eigener Kraft und für sich allein zum Heil gelangen kann, während beim Mahayana-Glauben die Errettung aller Lebewesen wichtig und möglich ist. Heute gibt es in der ganzen Welt, besonders aber in Asien, eine große Anzahl von buddhistischen Schulen und ihrer Anhänger.

In Japan wurde der Buddhismus 538 (552) n. Chr. über Korea eingeführt und gewann in den folgenden Jahrhunderten immer mehr an Einfluss. Ein System von Staatstempeln (*kokubunji*) wurde eingeführt, in denen Rituale zum Wohl des Staates und des Kaiserhauses durchgeführt wurden. Bewusst wurde die neue Religion nicht als Kontrahent des Shintō verstanden, sondern eher als eine andere Darstellungsform der gleichen Götter. Auch in der buddhistischen Götterwelt kannte man mehrere Buddhas, es gab die Bodhisatvas und es gab Schutz- und Wächtergottheiten (indischer Herkunft), die kurzerhand den einheimischen *kami* zugeordnet wurden. Daher konnten Shintō und Buddhismus relativ problemlos nebeneinander praktiziert werden.

Im 8. Jh. existierten in Japan bereits mehrere große buddhistische Schulen. Sie hatten jeweils einen großen Zentraltempel in der damaligen Hauptstadt Nara. Der Buddhismus war damals keine Religion für das Volk, sondern dem Kaiserhaus und den höheren Schichten vorbehalten. Bis heute existiert davon nur noch die **Kegon-Schule**.

Im 9. Jh. gelangten die Lehren des **esoterischen Buddhismus** aus China nach Japan, die **Tendai-Schule** durch den Mönch Saichō, die **Shingon-Schule** durch den Mönch Kūkai. Diese Schulen vertraten die Meinung, dass die Erlösung für jeden Menschen möglich sei. Jedoch schlossen geheime Riten und Kulthandlungen Nichteingeweihte aus der Glaubensgemeinschaft aus.

Erst im 11. Jh. erlaubte die Einführung des **Amida-Buddhismus** jedem normalen Gläubigen durch eigenes Streben zur Erlösung oder Erleuchtung zu gelangen. Die Aufnahme nach dem Tod ins „Reine Land“ des Amida-Buddha, dem Herrscher über das Paradies im Westen, war das Ziel von Millionen von Gläubigen dieser neuen Schule.

Als eine Art Gegenbewegung wurden die japanischen **Zen-Sekten** durch Eisai (**Rinzai-Schule** 13. Jh.) und Dōgen (**Sōtō-Schule** 13. Jh.) gegründet (vgl. Zen-Buddhismus). Die Selbsterlösung als Weg zum Heil war hier der Mittelpunkt der Lehre. Man konnte sie weniger durch Askese als durch Meditation und Versenkung erreichen. Die Forderung von geistiger Disziplin, Loslösung vom Ich, von Vergänglichkeit und Gewinnstreben kam besonders bei der Kriegergesellschaft der Kamakura-Zeit gut an. Die Samurai übersetzten diese Forderungen als Mut und Schicksalsergebenheit.

Im 13. Jh. gründete der Mönch **Nichiren** die gleichnamige Schule. Sie konzentrierte sich auf die immer zu wiederholende Rezitation des Lotos-Sutra als Weg zum Heil. Durch diese einfache Glaubensbedingung bekam die Nichiren-Schule sehr viele Anhänger.

Diese buddhistischen Schulen bestehen heute nebeneinander. Somit ist Buddhist nicht gleich Buddhist. Aber die meisten Japaner wählen nicht eine buddhistische Schule durch das Studium der religiösen Inhalte. Sie fühlen sich einem Haustempel zugehörig, zu dem auch der Friedhof mit dem Familiengrab gehört. Sie kennen zwar den Namen der Schule, zu der der Tempel gehört, wissen aber meist nicht, durch was sich ihre Schule von anderen unterscheidet.

## Der Tempel

Japanische Endungen: **tera**, **-ji**, **-in**, **san**, u. a. m.

Man betritt eine Tempelanlage meistens durch ein großes Holztor (*mon*), auf dem der Name des Tempels geschrieben steht. Manche Tore haben riesige Ausmaße. In ihren zwei oder vier Nischen stehen Statuen von Tempelwächtern (zwei Könige, *niō*). Meist sind es A-gyō = Beschützer des Tageslichtes (rot, offener Mund) und Un-gyō = Verteidiger der Nacht (schwarz, zusammengebissene Zähne).

Eine buddhistische Tempelanlage besteht aus mehreren Gebäuden. Das wichtigste (nicht unbedingt das größte) ist die „Haupthalle“, **hondō** (oft auch *kondō* – „Goldene Halle“ genannt). Sie bildet das Zentrum des gesamten Tempels. In ihr wird das wichtigste Heiligtum des Tempels (**honzon**) aufbewahrt. Meist handelt es sich dabei um eine Statue jenes Buddha, dem der Tempel geweiht ist. Neben diesem Buddha gibt es auch noch andere Heiligengestalten, die im gleichen oder in Seitengebäuden verehrt werden. Häufig sieht man eine Trilogie von Statuen: Ein Buddha in der Mitte und rechts und links die Gründer der Schule und des Tempels oder neben dem Buddha Sonne- und Mond-Göttin oder Bodhisattvas. In Tempeln, die Kannon geweiht sind, ist die Statue dieses auch als Göttin der Barmherzigkeit angesehenen Bodhisattvas der Mittelpunkt der Gebetshalle.

Auf großen Tempelgeländen gibt es außerdem eine Lehr- und Lesehalle (*kōdō*), einen **Glockenturm** (*shōrō*) und eine **Pagode** (*tō*).

Man unterscheidet zwei Arten von Pagoden:

► **5-Dach- oder 3-Dach-Pagode** (*goju no tō* bzw. *sanju no tō*) mit Turmaufsatz. Sie haben einen quadratischen Sockel, dann folgen ein quadratischer Raum und darüber die Dächer. Auf der Spitze ist meist eine kleine Kuppel, darüber ein Blättering der Lotosblüte. Um den zentralen Mast sind 9 Metallringe, darüber ein filigranes Gebilde nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet und zum Abschluss 1-2 zwiebelartige Kugeln als Sinnbild für das heilige Kleinod (Wunschjuwel).

► **Die Tahotō-Pagode** („Pagode der Kostbarkeiten“) ist aufgeteilt in einen quadratischen unteren Raum mit Dach, darüber ein halbkugelförmiger Raum und ein zweites Dach mit langem Turmaufsatz. Sie ist häufig bei Tempeln der esoterischen Schulen zu finden.

**Zen-Tempel** haben keine Pagoden, sondern besondere Gartenanlagen, meistens mit Kies, Steinen und sehr wenigen Grünpflanzen. Sie sind als Trockenlandschaftsgärten („*karesansui*“) angelegt und ein Ort der Meditation.

Wenn in größeren Tempeln viele Mönche mit dem Abt als Tempelvorsteher wohnen, spricht man von **Klöstern**. Solche Tempelanlagen besitzen außerdem Gebäude für bestimmte Rituale (z. B. für das Feuerzeremoniell), ein Schatzhaus, die Wohngebäude und manchmal auch ein separates Haus für den Abt.

Besonders im Raum Kyōto findet man eine **Vielzahl von kleinen Tempeln**, die in schönen Gärten liegen. Sie waren ursprünglich Sommervillen der kaiserlichen Familie oder des Adels. Beim Eintritt der Familie in eine buddhistische Schule schenkte man so einen Besitz den Mönchen oft als Tempelgebäude. Häufig wurde ein Angehöriger der Familie selbst Mönch oder Abt in diesem Tempel.

Der Tempel ist zuständig für die vom Shintō fast nie durchgeführten Totenfeiern, Begräbnisse und den posthumen buddhistischen Namen des Toten. Neben den Spenden ist dies die Haupteinnahmequelle des Tempels.

## Einige häufig vorkommende Statuen in Tempeln

Fünf verschiedene Darstellungen von Buddha (*butsu*) als Erleuchteten (*nyorai*):

- |                 |  |
|-----------------|--|
| <b>Shaka</b>    | der historische Buddha, meist als Lehrender dargestellt  |
| <b>Dainichi</b> | der all umgreifende kosmische Buddha. Er umfasst oft mit der rechten Hand den linken Zeigefinger   |
| <b>Amida</b>    | Herrscher über das westliche Paradies, sitzt in tiefer Meditation auf einer Lotosblüte. Die Lotosblüte erhebt sich über dem Schlamm, in dem sie wächst. Symbol für Erleuchtung und Reinheit.                 |
| <b>Yakushi</b>  | der heilende Buddha, eine Hand ist erhoben, in der anderen Hand eine Medizinöse.   |
| <b>Miroku</b>   | Buddha der Zukunft. Oft wird er jünger und lächelnd dargestellt. Er sinnt über die Erlösung aller Lebewesen nach. Häufig wird Miroku nicht als Buddha sondern als Bodhisattva ( <i>bosatsu</i> ) bezeichnet. |

**Bodhisattva** (*bosatsu*) sind Wesen, die Erleuchtung (*satori*) erfahren und damit die Buddhaschaft erreicht haben. Sie verzichten vorläufig auf den Eingang in das Nirvana, um zuvor den Menschen auf dem Weg zur Erleuchtung zu helfen. Zwei Bodhisattva spielen in Japan eine besondere Rolle:

**Kannon**, Bodhisattva bzw. Göttin der Barmherzigkeit (eine ursprünglich männliche Darstellung). Sie gießt ihre Gnade auf die Menschen aus, die sie anrufen.

Deshalb hat sie oft ein Gefäß in Form einer Vase in der Hand. Heute wird sie häufig mit Kind auf dem Arm dargestellt (Berührung mit dem Christentum – Mariendarstellung). Es gibt außerdem noch viele andere Darstellungen.

**Jizō** – der Begleiter u. a. der Seelen abgetriebener (*mizuko*) oder verstorbener Kinder ins Nirwana und Beschützer der Wanderer, heute auch der Reisenden und Verkehrsteilnehmer. Begleiter der toten Seelen (dargestellt als pilgernder Mönch oder mit Wunscherfüllungsperle) Oft kindliches Aussehen. Häufig rote Kappe und roter Latz und mit Opfergaben versehen (Spielzeug, Obst, Yoghurt, Regenschirm u. a.).

Häufig sind an Jizō-Tempeln geopferte Ketten von „*senbazuru*“ zu sehen. Gläubige oder Schulklassen falten in Origami-Technik 1.000 Kraniche (*tsuru*), die sie zu 10 Ketten à 100 Stück auffädeln. In diese Arbeit werden viele gute Wünsche mit eingearbeitet.

**Fudō-myōō**, ein Lichtkönig oder Feuergott mit einer Aureole von Flammen. Er ist meist schwarz oder bläulich, aber von seinem teuflischen Aussehen darf man sich nicht täuschen lassen. Er trägt ein Schwert in der einen und ein Seil in der anderen Hand. Mit dem Schwert verteidigt er die Lehre und das Gute, mit dem Seil fängt er Sünder oder Dämonen ein.

### Verhalten beim Besuch eines Tempels

- ▶ Vor dem Tempelgelände steht meist ein großes hölzernes Eingangstor, rechts und links mit zwei od. vier „**himmlischen Wächtern**“ = **Devakönige** (*niō*, jap. *tenbu*). Sie sind Beschützer des Tempels und der Lehre. Ihre meist zornige oder schreckenerregende Pose soll Respekt einflößen. Mit Betreten der Tempelanlage sollte man sein Verhalten auf diesen geweihten Ort ausrichten.
- ▶ Auf dem Gelände stehen eine oder mehrere Bronzelaternen, häufig mit kunstvollen Gittern geschmückt (Darstellungen von musizierenden Himmelsjungfrauen).
- ▶ Vor der Haupthalle befindet sich fast immer ein **Rauchbecken** (*senkodate*) zur rituellen „Reinigung“ (= Segnung). Gläubige kaufen Rauchstäbchen (*o senko*), die sie in das Rauchbecken stecken. Man fächelt sich den Rauch auf Kopf und Schultern oder auf andere Körperteile, die Probleme bereiten.  
Im Tempelgebäude werden häufig Kerzen geopfert

- ▶ Im Hauptgebäude werden eine **Buddha-** oder Kannonstatue und/oder andere Statuen von **Bodhisattva** (*bosatsu*) oder anderen Gottheiten wie z. B. Sonnen- und Mondgöttin verehrt.

Laien betreten häufig die Haupthalle gar nicht, sondern steigen nur über ein paar Stufen zu einer Veranda hoch, von wo aus sie beten und sich vor der Buddha- oder Bodhisattva Statue verneigen. Betritt man das Hauptgebäude, ist es zwingend, die Schuhe auszuziehen.

- ▶ Beim Ausgang kann man geweihte Amulette in Seidenbeutelchen (*o mamori*) kaufen. Sie sind auch beliebte Mitbringsel und sollen ein Jahr lang schützen. Dann werden sie verbrannt und machen neuen Amuletten Platz.

Auf dem Tempelgelände stehen häufig weitere Statuen wie Kannon oder Jizō, Tempelgründer und oft ein kleiner Fuchsschrein.

### Buddhistische Kleriker

Buddhistische Kleriker die in einer Gemeinschaft von Ordensleuten leben, die sich der alltäglichen, weltlichen Ordnung entziehen, und ihr Leben der spirituellen Vervollkommnung und dem Dienst an ihrer Mönchsgemeinschaft weihen, werden als "Mönche" und "Nonnen" bezeichnet. Im Buddhismus ist mit dieser Lebensweise Ehe- und Kinderlosigkeit, bzw. Zölibat verbunden.

Daneben gibt es aber auch viele verheiratete buddhistische Priester mit eigenem Tempel. Sie werden beim Betreiben des in ihrem Besitz befindlichen Tempels oft von ihrer Frau unterstützt und vererben ihren Tempel möglichst an einen Sohn weiter. Solche Familientempel haben häufig auch einen kleinen Friedhof für ihre Gemeindemitglieder.

Buddhistische Mönche tragen über einem einfachen, meist dunklen Untergewand bei zeremoniellen Anlässen ein langes, aus mehrfachen Stoffstreifen zusammengefügtes Tuch (*kesa*), das einer Stola oder einem Umhang gleicht. *Kesa* sind je nach buddhistischer Schule sehr unterschiedlich in Farbe und Form und variieren außerdem je nach Rang des Trägers.

Bettelmönche der Zen-Klöster tragen auf der Straße ebenso wie die Pilger einen großen Strohhut, Er gehörte früher ganz allgemein zum Reisezubehör und ist ein Zeichen, dass der Mönch sich auf geistiger Wanderschaft befindet.

Ein deutliches Erkennungsmerkmal eines buddhistischen Mönchs oder einer Nonne ist fast immer sein kahl geschorener Schädel. Im heutigen Japan tragen



Deshalb hat sie oft ein Gefäß in Form einer Vase in der Hand. Heute wird sie häufig mit Kind auf dem Arm dargestellt (Berührung mit dem Christentum – Mariendarstellung). Es gibt außerdem noch viele andere Darstellungen.

**Jizō** – der Begleiter u. a. der Seelen abgetriebener (*mizuko*) oder verstorbener Kinder ins Nirwana und Beschützer der Wanderer, heute auch der Reisenden und Verkehrsteilnehmer. Begleiter der toten Seelen (dargestellt als pilgernder Mönch oder mit Wunscherfüllungsperle) Oft kindliches Aussehen. Häufig rote Kappe und roter Latz und mit Opfergaben versehen (Spielzeug, Obst, Yoghurt, Regenschirm u. a.).

Häufig sind an Jizō-Tempeln geopferte Ketten von „*senbazuru*“ zu sehen. Gläubige oder Schulklassen falten in Origami-Technik 1.000 Kraniche (*tsuru*), die sie zu 10 Ketten à 100 Stück auffädeln. In diese Arbeit werden viele gute Wünsche mit eingearbeitet.

**Fudō-myōō**, ein Lichtkönig oder Feuergott mit einer Aureole von Flammen. Er ist meist schwarz oder bläulich, aber von seinem teuflischen Aussehen darf man sich nicht täuschen lassen. Er trägt ein Schwert in der einen und ein Seil in der anderen Hand. Mit dem Schwert verteidigt er die Lehre und das Gute, mit dem Seil fängt er Sünder oder Dämonen ein.

#### Verhalten beim Besuch eines Tempels

- ▶ Vor dem Tempelgelände steht meist ein großes hölzernes Eingangstor, rechts und links mit zwei od. vier „**himmlischen Wächtern**“ = **Devakönige** (*niō*, jap. *tenbu*). Sie sind Beschützer des Tempels und der Lehre. Ihre meist zornige oder schreckenerregende Pose soll Respekt einflößen. Mit Betreten der Tempelanlage sollte man sein Verhalten auf diesen geweihten Ort ausrichten.
- ▶ Auf dem Gelände stehen eine oder mehrere Bronzelaternen, häufig mit kunstvollen Gittern geschmückt (Darstellungen von musizierenden Himmelsjungfrauen).
- ▶ Vor der Haupthalle befindet sich fast immer ein **Rauchbecken** (*senkodate*) zur rituellen „Reinigung“ (= Segnung). Gläubige kaufen Rauchstäbchen (*o senko*), die sie in das Rauchbecken stecken. Man fächelt sich den Rauch auf Kopf und Schultern oder auf andere Körperteile, die Probleme bereiten.  
Im Tempelgebäude werden häufig Kerzen geopfert

- ▶ Im Hauptgebäude werden eine **Buddha-** oder Kannonstatue und/oder andere Statuen von **Bodhisattva** (*bosatsu*) oder anderen Gottheiten wie z. B. Sonnen- und Mondgöttin verehrt.

Laien betreten häufig die Haupthalle gar nicht, sondern steigen nur über ein paar Stufen zu einer Veranda hoch, von wo aus sie beten und sich vor der Buddha- oder Bodhisattva Statue verneigen. Betritt man das Hauptgebäude, ist es zwingend, die Schuhe auszuziehen.

- ▶ Beim Ausgang kann man geweihte Amulette in Seidenbeutelchen (*o mamori*) kaufen. Sie sind auch beliebte Mitbringsel und sollen ein Jahr lang schützen. Dann werden sie verbrannt und machen neuen Amuletten Platz.

Auf dem Tempelgelände stehen häufig weitere Statuen wie Kannon oder Jizō, Tempelgründer und oft ein kleiner Fuchsschrein.

#### Buddhistische Kleriker

Buddhistische Kleriker die in einer Gemeinschaft von Ordensleuten leben, die sich der alltäglichen, weltlichen Ordnung entziehen, und ihr Leben der spirituellen Vervollkommnung und dem Dienst an ihrer Mönchsgemeinschaft weihen, werden als "Mönche" und "Nonnen" bezeichnet. Im Buddhismus ist mit dieser Lebensweise Ehe- und Kinderlosigkeit, bzw. Zölibat verbunden.

Daneben gibt es aber auch viele verheiratete buddhistische Priester mit eigenem Tempel. Sie werden beim Betreiben des in ihrem Besitz befindlichen Tempels oft von ihrer Frau unterstützt und vererben ihren Tempel möglichst an einen Sohn weiter. Solche Familientempel haben häufig auch einen kleinen Friedhof für ihre Gemeindeglieder.

Buddhistische Mönche tragen über einem einfachen, meist dunklen Untergewand bei zeremoniellen Anlässen ein langes, aus mehrfachen Stoffstreifen zusammengefügtes Tuch (*kesa*), das einer Stola oder einem Umhang gleicht. *Kesa* sind je nach buddhistischer Schule sehr unterschiedlich in Farbe und Form und variieren außerdem je nach Rang des Trägers.

Bettelmönche der Zen-Klöster tragen auf der Straße ebenso wie die Pilger einen großen Strohhut, Er gehörte früher ganz allgemein zum Reisezubehör und ist ein Zeichen, dass der Mönch sich auf geistiger Wanderschaft befindet.

Ein deutliches Erkennungsmerkmal eines buddhistischen Mönchs oder einer Nonne ist fast immer sein kahl geschorener Schädel. Im heutigen Japan tragen

manche auch eine Kurzhaarfrisur. Nur bei wichtigen rituellen Anlässen wird im Tempel eine radikale Kopfrisur vorgenommen. Buddhistische Nonnenklöster sind jedoch nicht sehr verbreitet.

### Zen-Buddhismus

Zen (chinesisch chan 禪), wurde von vielen Kulturen über anderthalb Jahrtausende beeinflusst und bereichert. Frei übersetzt bedeutet das Wort „Zustand meditativer Versenkung“.

Nachdem Bodhidharma der Legende nach die Lehre des Meditationsbuddhismus im 6. Jh. nach China brachte, wo sie zum Chan-Buddhismus wurde, sind Elemente des Taoismus und Konfuzianismus mit eingeflossen. Viele für Zen typische Elemente der Lehre sind somit in China entstanden.

Die Lehre wurde durch die Tendai-Mönche Eisai und Dogen im 12. und 13. Jh. nach Japan gebracht. Eisai gründete die **zenbuddhistische Rinzai-Schule**, Dogen die **zenbuddhistische Sōtō-Schule**.

Generelle japanische Einflüsse trugen in den folgenden Jahrhunderten zur Wandlung des Zen bei. Besonders ab dem 19. Jh. machten die Zen-Schulen in Japan rasante Veränderungen durch. Dabei wurde von Laien eine neue Form des Zen begründet. Diese erreichte Europa und Amerika und wurde ebenfalls angenommen und erweitert.

Seit dem 20. Jh. wendeten sich einige christliche Mönche und Laien der Meditation und dem Zen zu, wodurch der „**Christliche Zen**“ entstand.

Oft wird gesagt, dass Zen „nichts“ biete: keine Lehre, kein Geheimnis, keine Antworten. In einem Koan sprach ein Zen-Meister zu einem Verzweifelten:

*„Ich würde gerne irgendetwas anbieten, um Dir zu helfen,  
aber im Zen haben wir überhaupt nichts.“*

Die Charakterisierung, Zen biete „nichts“, wird gerne von Zen-Meistern gegenüber ihren Schülern geäußert, um ihnen die Illusion zu nehmen, Zen biete erwerbbares Wissen oder könne etwas „Nützliches“ sein.

Auf einer anderen Ebene wird hingegen auch das Gegenteil behauptet: Zen biete das „ganze Universum“, da es die Aufhebung der Trennung von Innenwelt und Außenwelt, also „alles“, beinhalte.

Zen zielt immer auf die Erfahrung und das Handeln im gegenwärtigen Augenblick, ist also in seinem Wesen stets Praxis. Die Methoden der Zen-Praxis sind:

- ▶ **Zazen, die Sitzmeditation** (von jap.: za = sitzen und zen = Versenkung). Man sitzt in Versunkenheit auf einem kleinen Kissen. In der äußeren Haltung sind dabei die Beine in einander geschlagen wie beim Lotus-Sitz im Yoga. Der Rücken ist gerade, aber vollkommen entspannt, und die Hände sind entspannt ineinander gelegt, wobei sich die Daumenspitzen leicht berühren. Die Augen bleiben halb geöffnet, der Blick bleibt entspannt ohne Umherschweifen zum Boden gesenkt.
- ▶ **Die Gehmeditation**
- ▶ **Rezitation, das Lesen von Texten**
- ▶ Konzentration auf eine **Tätigkeit im Alltag**, ohne dabei irgendwelchen Gedanken nachzugehen.
- ▶ Das Arbeiten mit einem **Kōan**, einem Begriff des Zen-Buddhismus. Er bezeichnet einen - oft rätselhaften oder paradoxen - Ausspruch des Zen-Meisters, durch den der Schüler zum Nachdenken und Meditieren angeregt und auf den rechten Weg zur Erleuchtung gebracht werden soll.

Besonders intensiv werden diese Methoden in mehrtägigen Klausuren (*sesshin*) geübt. Sie sind dazu gedacht, den Geist zu beruhigen bzw. die „Gedankenflut“, welche einen durchgehend überkommt, einzudämmen.

*„Wenn unser Geist die Ruhe findet, verschwindet er von selbst.“* (Sosan)

Vor allem im Rinzai-Zen wird die mystische Erfahrung der Erleuchtung (*satori*) zum zentralen Thema. In diesem Zusammenhang ist von „Erwachen“, vom „Buddha-Werden“, von der Verwirklichung der eigenen „Buddha-Natur“ die Rede.

Im Sōtō-Zen tritt die Erleuchtungserfahrung völlig in den Hintergrund. Zum zentralen Begriff der Zen-Praxis wird die absichtslose Sitzmeditation, ohne einem Gedanken zu folgen oder ihn zu verdrängen. Zazen wird im Sōtō-Zen also nicht als Mittel zum Zweck der Erleuchtungssuche verstanden, sondern ist selbst Ziel und Endpunkt, was nicht bedeutet, dass während des Zazen oder anderen Tätigkeiten kein Erleuchtungszustand auftreten kann oder darf.

Die Rinzai-Schule breitete sich lange nicht so weit aus wie die Sōtō-Schule. Sie gedieh im Umfeld der Mächtigen in Kyōto und Kamakura und stand so der Politik des japanischen Mittelalters, insbesondere dem Kriegeradel der *bushi* (Samurai), nahe. Diesen bot Rinzai eine Verbindung ins Reich der Mitte, denn ein Rinza-

Studium bedeutete, dass man passive und aktive Meisterschaft im Chinesischen erlangen musste. Außerdem konnten die Regierung und die Adligen Japans über Rinzaï an der damaligen neuesten Kultur vom chinesischen Festland teilhaben, wodurch die japanische Kultur stark beeinflusst wurde. Durch die kulturelle Förderung entstand die Assoziation des Rinzaï mit einer Reihe verschiedener Disziplinen, die als Wege (*Dō*) des Zen bekannt wurden:

- ▶ Sadō (oder Chadō) – der Weg der Teezeremonie (Teeweg)
- ▶ Shodō – der Weg der Schreibkunst
- ▶ Kadō – der Weg des Blumenarrangements (auch: Ikebana)
- ▶ Suizen – das kunstvolle Spiel der Shakuhachi-Bambusflöte
- ▶ Zengarten – die Kunst der Gartengestaltung
- ▶ Kyudō – die Kunst des Bogenschießens
- ▶ Budō – der Weg des Kriegers

Die Sōtō-Schule verbreitete sich in den folgenden Jahrhunderten sehr stark. Zazen allein war jedem möglich und nicht so anspruchsvoll wie manche Praktiken der Rinzaï-Schule. Aus dieser Zeit stammt der Ausspruch: „Rinzaï für den Shōgun, Sōtō für die Bauern.“

Von wenigen elitären Mönchen und Klöstern abgesehen, unterschieden sich die Praktiken bald kaum noch von denen anderer buddhistischer Schulen. Verschiedenste übernatürliche Wesen wurden in den Klöstern von der Bevölkerung verehrt, die Mönche führten verschiedene Rituale (*zazen*, Rezitationen) durch, um *genze riyaku*, Wohltaten im Diesseits, auf die Laien und das Mönchswesen zu übertragen. Auch Bestattungen waren Hauptaufgabe der Klöster. Die Laienunterstützer des Sōtō waren größtenteils der lokale Kriegeradel in entlegenen Gebieten, aber auch die dortige Bevölkerung. Entsprechend sind die Klöster von lokalen Einflüssen durchdrungen.

### Die 7 Glücksgötter

Auf Tempelgeländen werden häufig Statuen von „**Volksgottheiten**“, den **sieben Glücksgöttern** (*shichifukujin*) verehrt. Sie stehen einzeln, zu zweit (Ebisu und Daikoku) oder als Gruppe. In Geschäften oder Restaurants sind sie oft als Gruppe in einem „Glücksschiff“ zu sehen.

### Die 7 Glücksgötter



- ▶ **Ebisu** mit Fisch, Gott des Fischfangs,
- ▶ **Daikoku** mit Reissack, Gott des Reichtums,
- ▶ **Benzai-ten** (Benten) mit Biwa (Laute), Göttin der Musik und des Wissens,
- ▶ **Hōtei** lachend und mit dickem Bauch. Gott der Zufriedenheit und des Glücks,
- ▶ **Bishamon**, Glücksgott in Rüstung mit Dreizack und Pagode. Hilft Wünsche erfüllen.
- ▶ **Fukurokuju**, mit sehr hoher Stirn und mit Kranich, Gott des langen Lebens.
- ▶ **Jūrōjin**, als alter Mann dargestellt, oft mit Hirsch, Gott des langen Lebens.

### Neue Religionen, *shinshūkyō*

Darunter versteht man in Japan religiöse Gemeinschaften, die im 19. und 20. Jh. entstanden sind. Viele dieser Gemeinschaften sind von einem charismatischen Religionsgründer (oft eine Frau) gegründet worden. Die Glaubensinhalte sind oft eine Mischung aus buddhistischen, shintōistischen und christlichen Elementen. Manche der neueren religiösen Gruppen sind sehr groß und einflussreich, wie z. B. die Sōka Gakkai (Wertevermehrungsgesellschaft), gebildet von einer Laienorganisation der Nichiren-Schule. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, alle heute einflussreichen neuen Religionen ausführlich zu erklären. Informationen findet man im Internet unter dem Religionsnamen **Tenrikyō** (positive Einstellung zum Leben), **Kōfuku no Kagaku** (Wissenschaft vom Glück), **PL Kyōdan** (Motto „Leben ist Kunst“, Entfaltung des Einzelnen und Streben nach Weltfrieden. Bau von sozialen

Einrichtungen, aber auch von Golfplätzen. „Golfreligion“!), **Seichō no Ie** (globale Bewegung zur Erleuchtung der Menschheit durch das Wort. Viele christliche Aspekte), **Shumeikai** (Lehre von Okada Mokichi, Wohlergehen durch Schönheit und spirituelle Heilungsriten – Besitz des Mihomuseums), **Pokkuri-ji** (Tempel bei Nara. Die Lehre ist ausgerichtet auf einen plötzlichen Tod und zieht damit Senioren an, die ihren Kindern nicht zur Last fallen wollen).

Als 1995 die **Aum-Sekte** die Sarin-Giftgasanschläge verübte, 12 Menschen dabei starben und über 1.000 verletzt wurden, gerieten die neuen Religionen erst einmal ins Kreuzfeuer der Kritiker. Heute nennt sich die Aum-Sekte „Aleph“.

## Christliche Religionen

Das Christentum kam 1549 durch den Jesuitenpater Franz Xaver nach Japan. Die Religion verbreitete sich schnell, wurde dann aber mit dem lukrativen Handel der Portugiesen in Verbindung gebracht. Toyotomi Hideyoshi und später die Tokugawa-Shōgunen sahen in den Missionaren Unruhestifter. Sie wurden ab 1597 verfolgt und ab 1640 wurde die Religion bei Androhung der Todesstrafe verboten. In einzelnen kleinen Gemeinden lebte das Christentum bis 1873 heimlich weiter. Seit 1889 gilt Religionsfreiheit. Ab der Meiji-Zeit waren katholische und protestantische Missionare häufig auch als Ärzte oder im sozialen Bereich tätig, sie bauten vor allem Mädchenschulen, Kindergärten und nahmen sich der Behindertenbetreuung an. Heute gibt es etwa 400.000 Katholiken, 600.000 Protestanten und eine kleine russisch-orthodoxe Gemeinde. Die meisten christlichen Institutionen sind im Bildungssektor engagiert. Es gibt über 100 namhafte christliche Universitäten (z. B. Nanzan-Uni in Nagoya, Rikkyō-Uni auch St. Paul's Uni, Sophia-Uni, University of the Sacred Heart in Tōkyō. An ihr studierte Kaiserin Michiko).

## Aberglaube und Glücksbringer

Der Aberglaube ist in Japan sehr verbreitet. **Aus der Hand** lesen wird überall praktiziert, auch manchmal Kartenlegen.

Das **System der „guten“ und „schlechten“ Tage und Zahlen** spielt im ganzen Leben eine Rolle, vor allem bei Hochzeiten, Geschäftsabschlüssen, Einweihungszeremonien und anderen Ereignissen. Die Zahl 4 (shi; yon) ist am wichtigsten zu beachten. Sie ist gleichgesetzt mit Tod (shi). Deshalb schenkt man nicht 4 Dinge, dekoriert nicht mit dieser Anzahl, feiert nicht an Tagen mit einer 4 und vor allem

vermeidet man in wichtigen Gebäuden wie z. B. Krankenhäusern die Nummerierung mit einer 4.

Am meisten verbreitet sind die **„Glücksbringer für das diesseitige Leben“**. All diese Talismane sollen helfen, dass die Gottheit bestimmte Wünsche erfüllt. Manche bringen Reichtum und Glück bei Geschäften, manche Gesundheit, manche Erfolg in der Liebe, andere Kindersegen oder Harmonie in der Familie. Viele helfen bei Schul- und Universitätsprüfungen. Die meisten großen Schreine und Tempel haben sich auf bestimmte Lebensbereiche spezialisiert, in denen sie und ihre Glücksbringer besonders effektiv sind: fast immer haben sie jedoch ein diesseitsbezogenes Ziel, d.h. es geht um individuelles oder familiäres Glück in diesem Leben. Der japanische Fachausdruck für diese Diesseitsorientierung der sich um das weltliche Glück ihrer Gläubigen kümmernden japanischen Religion im allgemeinen und des Shintō im besonderen ist *genze riyaku* (Gewinn oder Belohnung [für religiöse Handlungen] in dieser Welt/diesem Leben).

*Genze riyaku* hat in der japanischen Religion eine lange Tradition, wird aber auch durch gesellschaftliche Voraussetzungen unterstützt: In Japan gibt es keine Kirchensteuer und kaum staatliche Unterstützung von Religionsgemeinschaften (Ausnahme: Steuererhebung). Religiöse Institutionen sind ähnlich wie kommerzielle Unternehmen auf direkte, freiwillige Zuwendungen angewiesen.

Es gibt zweierlei Dienstleistungen, die religiösen Institutionen Einnahmen bringen:

- a) Große Zeremonien, die aus Anlass wichtiger Lebensabschnitte vollzogen werden (Geburt, Hochzeit, Geschäftsgründung, Hausbau, Begräbnis). Hierbei entscheidet oft die traditionelle Tempel- oder Schreinzugehörigkeit der Familie, welche religiöse Institution die Zeremonie vollzieht.

- b) Kleine religiöse Handlungen als spirituelle Rückversicherungen, die dem alltäglichen Leben zugute kommen sollen. Sie wirken zwar oft spielerisch, werden aber doch von vielen ernst genommen. Lokale Traditionen und Legenden spielen eine wichtige Rolle für die Glaubhaftigkeit glückbringender Effekte, doch werden beständig neue Legenden und Traditionen geschaffen. Es ist ein offener Markt, der nur von einem immer dünner werdenden religiösen Vorverständnis der Allgemeinheit reguliert wird und immer mehr nach Erneuerung verlangt.

Die Religiosität, die sich in *genze riyaku* widerspiegelt, wirkt auf christlich geprägte Europäer oft irritierend oder zumindest oberflächlich. Sie schließt aber spirituelle Tiefe keineswegs aus, wenn sie diese auch nicht unbedingt erfordert. Zugleich gerät sie mit modernem Konsumverhalten nicht in Widerspruch. Daher sieht man in Japan viel mehr angewandte Religion im Alltagsleben als in Europa. Da die japanische Religion durch den traditionell hohen Stellenwert von *genze riyaku* auf

Flexibilität eingestellt ist, hat sie unter dem permanenten Wandel einer kapitalistischen Konsumgesellschaft weit weniger zu leiden, als etwa das Christentum.

### An Tempeln erwerbbar Dinge



*o-mamori*

*o-fuda*

*o-mikujji-Behälter und -Zettel*

*ema*

Am Tempel oder Schrein kann man erwerben:

- ▶ **Räucherstäbchen** (*senkō*) zum Abbrennen im Rauchbecken oder zum Verschenken, und Holzkohle- oder Rindenstücke, die dann in Feuerritualen (*goma*-Riten) verbrannt werden.
- ▶ **O-mamori** (jap. お守り, dt. „Beschützer“) sind meist kleine bestickte Stoffbeutel. Es herrscht der Glaube vor, dass man *o-mamori* nicht öffnen darf und sie nach einem Jahr bzw. an Neujahr, ihre Wirkung verlieren. Man lässt sie in Tempeln oder Schreinen rituell verbrennen und kauft neue. *O-mamori* sind für alle denkbaren Situationen des Lebens erhältlich, für Gesundheit, hohes Alter, Liebe, glückliche Ehe, Fruchtbarkeit und Potenz, komplikationsfreie Schwangerschaft, Bestehen von Examen, unfallfreies Autofahren usw. Jeder berühmte Ort hat seine speziell gestalteten Glücksbringer, und sie sind auch begehrte Mitbringsel (*o-miyage*).
- ▶ **O-fuda** sind im allgemeinen grafisch ansprechend gestaltete Papierstreifen mit besonderen Schriftzeichen. Teilweise wurden sie sogar als Sammelobjekten. Pilger oder Gläubige kleben sie gerne an Tempel oder Schreine als Zeichen ihres Besuchs.
- ▶ **O-mikujji** sind Lose mit einer Weissagung, die einem Gutes oder weniger Gutes vorhersagt. Sie werden in Schreinen verkauft. Die Lose werden nach dem Kauf meist an Bäumen innerhalb des religiösen Areals aufgehängt: bei positiven Vorhersagen um sicher zu gehen, dass sie sich auch erfüllen, bei negativen, damit sie sich mit Hilfe der kami nicht erfüllen.

Rund um berühmte Schreine sind manche Bäume oft ganz weiß von den vielen Zetteln, die die Besucher dort angebunden haben.

- ▶ **Ema-Votivtäfelchen** mit einem Bild auf der Vorderseite werden käuflich (genaugenommen gegen eine Spende in angegebener Höhe) erworben. Auf die Rückseite schreibt man sein besonderes Anliegen. Je nach der Gottheit des Schreins stehen darauf Wünsche für gute Prüfungen, Kinderwunsch, Erfolg im Beruf usw. Es stehen spezielle Ständer bereit, an denen man die *ema* aufhängen kann.

Die häufigsten Glücksbringer sind kleine Ziergegenstände oder Figuren, die man zur Abwehr von Unheil oder zur Erreichung bestimmter Wünsche bei sich trägt oder zu Hause aufstellt = *engimono*. Sie sind ebenfalls beliebte kleine Reisemitbringsel. Zu dieser Gruppe gehören u. a. *o-maneki-neko*, *daruma* und *tanuki*.

### Die winkende Katze *o-maneki-neko*

Japanische Geschäftsleute sind sehr abergläubisch. In fast allen Geschäften und Restaurants befinden sich in Japan am Eingang Glücksbringer, um Kunden und ein erfolgreiches Geschäft heranzulocken. Zu den bekanntesten und besonders beliebten Glücksbringern gehört in Japan die *o-maneki-neko* („heranwinkende Katze“). Die Figur ist meist aus Porzellan oder Keramik gefertigt und ist in verschiedensten Formen, Farben und Größen erhältlich. Ihr werden je nach Farbe spezielle Symbolkräfte zugeschrieben. Besonders beliebt ist die dreifarbige *maneki-neko* als Zeichen des Glücks. Weiß steht für die Reinheit. Schwarz und Rot dienen als Schutz vor Unglück und Krankheit. Gold bedeutet Wohlstand und Reichtum. Es gibt auch *maneki-neko* in Rosa für die Liebe oder in Grün für eine gute Ausbildung.

### O-maneki-neko



Die Besonderheit der *maneki-neko* liegt in ihrer Pfote. Je nachdem welche der Pfoten erhoben ist, kommt ihr eine unterschiedliche Bedeutung zu. Die erhobene linke Pfote bedeutet das Heranwinken einer großen Kundschaft. Die erhobene rechte Pfote steht als Symbol für Reichtum und Glück.

Die *maneki-neko* hält eine alte Goldmünze in der Pfote, auf der der unwahrscheinlich hohe Betrag „*senman ryō*“ (10 Millionen Ryō) verzeichnet ist. Katzen zählen zu denjenigen Tieren, denen magische, mitunter auch gefährliche Kräfte und Fähigkeiten nachgesagt werden. Ähnliche Eigenschaften besitzen auch Füchse, *tanuki* – „Dachse“, Schlangen und andere Tiere, die ebenfalls als *engimono* in Tempeln, Schreinen und Souvenirläden zu erwerben sind.

Es gibt verschiedene Aussagen über die Herkunft der *maneki-neko*. Da sie auch in China bekannt ist, könnte der Brauch von dort kommen. Katzen wurden in Japan zuerst nur von reichen Leuten als Haustier gehalten. Anders als Hunde, die in vielen Dörfern als unnütze Fresser verboten waren, wurden Katzen von den Bauern aber schon recht früh toleriert, da sie den Bauernhof frei von Mäusen hielten. Eine gute Ernte und volle Scheune wurde mit Reichtum gleichgesetzt. In Japan gibt es mehrere Katzenlegenden. Die bekannteste:

*Im 17. Jahrhundert lebte in der Nähe von Tōkyō ein sehr armer Mönch. Er war für einen heruntergekommenen Tempel (Gotokuji) zuständig. Das wenige Essen, das der gute Mönch hatte, teilte er stets mit seiner Katze „Tama“ und kümmerte sich auch sonst trotz aller Widrigkeiten nach besten Kräften um seine Pflichten. Eines Tages, als ein Unwetter aufzog, ritt ein wohlhabender Fürst am Tempel vorbei. Der Fürst, der sich zum Schutz unter einen großen Baum stellen wollte, erblickte eine Katze mit einer erhobenen Pfote und hatte den Eindruck, dass sie ihn heranwinken würde. Der Fürst fasste dies als Einladung auf und folgte ihr zum Tempel. Der Legende nach schlug just in dem Moment ein Blitz in den Baum ein, wo zuvor noch der Fürst gestanden hatte. Aus Dankbarkeit sorgte der Fürst dafür, dass zukünftig viele wohlhabende Leute diesen Tempel besuchten, mit dem Resultat, dass es dem Tempel und dem alten Mönch Wohlstand und Reichtum brachte. Nach dem Tod der Katze Tama wurde ihr zu Ehren eine Statue mit einer erhobenen Pfote gefertigt, die ihrem Besitzer viel Glück und Reichtum bescherte. Die Geschichte sprach sich schnell herum, so dass auch andere Leute solch eine Katzenstatue in ihre Häuser, Geschäfte und Tempel stellten, in der Hoffnung, dass sie ihr ebenfalls viel Glück und Wohlstand einbringen möge.*

Daruma



### Der Daruma 達磨

Das Wort Daruma, abgeleitet vom Sanskritwort „Dharma“, bezog sich ursprünglich auf Bodhidharma, den indischen Mönch, der laut der Legende im 6. Jahrhundert nach China reiste, viele Hindernisse bewältigte und den Zen-Buddhismus gründete. Der Legende nach soll Bodhidharma in einer Höhle 9 Jahre meditiert haben. Zen-Meditation besteht darin, den Geist von ablenkenden Gedanken zu befreien, um einen vollkommen friedlichen Geisteszustand zu erreichen, sodass man durch die Konzentration an die Wahrheit gelangt. In dieser langen Zeit ohne Bewegung starben ihm seine Arme und Beine ab. Man erzählt, dass er sich aus Ärger über sein Einschlafen bei der Meditation die Augenlider abgechnitten hätte. Deshalb wird er mit weit geöffneten Augen dargestellt.

Es wird weiter erzählt, dass Gegner seiner Lehre versuchten, Bodhidharma siebenmal zu vergiften. Aber mit grosser Ausdauer und Beharrlichkeit raffte er sich ein achttes Mal auf, um mit seiner Lehre fortzufahren. Das Sprichwort *nana korobi ya oki* (siebenmal fallen, achtmal aufstehen) wird auf diese Episode im Leben des Daruma zurückgeführt.

In Japan steht heute der Begriff „Daruma“ für eine Stehauf-Puppe ohne Arme und Beine aus Papiermâché, die als außerordentlicher Glückbringer gilt. Der Daruma symbolisiert den Geist der Geduld, der Ausdauer und Entscheidungsmacht. Die Puppen sind so gefärbt, als ob sie eine rote Robe tragen würden (es gibt aber auch weiße oder anders eingefärbte Daruma). Ihr Gewicht liegt im unteren Teil, sodass sie immer zu ihrer aufrechten Position zurückkehren. Sie sollen die Leute dazu ermutigen, sich auf dem Weg zu ihren Zielen nicht aufzugeben oder fallen zu lassen, selbst wenn andere versuchen, sie beiseite zu schieben. Egal welche Probleme den Menschen belasten und niederdrücken – er sollte wie die Daruma-Puppe immer wieder in die aufrechte Position zurückfinden.

Heute werden die Puppen auch als Amulett benutzt, um einen besonderen Wunsch zu erfüllen. Deshalb werden sie ohne eingemalte Pupillen verkauft. Es ist üblich, eine Pupille schwarz einzumalen, während man sich still auf einen Wunsch konzentriert. Geht der Wunsch in Erfüllung, so malt man die zweite Pupille ein. Am nächsten Neujahrstag lässt man die Puppe in einer Feuerzeremonie am Tempel rituell verbrennen oder hebt sie auf. Vor allem Politiker folgen gern diesem Brauch. Man sieht daher häufig lachende Wahlgewinner, die ihrem großen Daruma vor den Wählern und den Medien die zweite Pupille einmalen.

### Kokeshi-Puppen

Kokeshi-Puppen sind ein seit dem 19. Jh. für Japan charakteristisches kunsthandwerklich hergestelltes Spielzeug und werden von manchen Menschen heute auch zu den *engimono* gezählt. Es handelt sich um aus Obstbaum-Holz gedrechselte Figuren, welche eine stark reduzierte Form aufweisen, und traditionell meist Mädchen darstellen. In aller Regel haben sie einen zylindrischen Körper, ohne erkennbare Extremitäten sowie einen rundovalen Kopf. Sie sind mit einfachen Farben bemalt, teilweise mit Ornamenten, teilweise mit Blumenmotiven. Die Hauptfarben sind rot und schwarz. Auch die Gesichter sind in hohem Maße stilisiert. Jeder Kunsthandwerker hat seine eigene, für ihn typische Form, sowie eine typische Bemalung und versieht sein Werk mit einer Signatur am Fuß der Figur. Zum Schutz der Farben werden Kokeshi mit einem feinen Wachsüberzug versehen. Als Besonderheit weisen einige Figuren bewegbare Köpfe auf.

Ursprünglich kamen sie aus Nordjapan, aus der Region Tōhoku. Heute gilt die Stadt Sendai als „Kokeshi-Hauptstadt“.

In den letzten Jahren werden die zehn traditionellen Formen seltener. Es gibt heute auch Kokeshi, die Jungens oder junge oder alte (Ehe)Paare darstellen.

Kokeshi-Puppen



### Tiere in Mythen und Fabeln

Tiere spielen in allen asiatischen Religionen eine viel größere Rolle als in den monotheistischen Traditionen Europas und Kleinasiens. Einige werden einerseits als Boten von Gottheiten angesehen, andererseits gibt es auch Gottheiten, die sich bevorzugt in der Gestalt eines bestimmten Tieres zeigen. Obwohl die Achtung vor Tieren in Japan durch traditionelle religiöse Vorstellungen gefördert wird, gibt es auch negative Gefühle gegenüber verehrten Tieren. Respekt mischt sich mit Furcht. Tiere, die mit Gottheiten in Verbindung stehen, besitzen meist magische Fähigkeiten. Mitunter nutzen sie diese Fähigkeiten nach eigenem Gutdünken aus, was für die Menschen meist negative Folgen hat. Insbesondere Füchse und *tanuki*, aber auch Katzen und Schlangen werden daher für alle möglichen Hexereien verantwortlich gemacht und haben etwas ausgesprochen Unheimliches. Gespensterglaube und religiöse Ikonographie liegen also besonders bei der Verehrung von Tieren sehr nahe bei einander.

Der **Kranich** (*tsuru*), der **Karpfen** (*koi*) und die **Schildkröte** (*kame*) sind wegen Ihrer Langlebigkeit und Zähigkeit Glückssymbole.

### Der Drache (ryū)

Der ostasiatische Drache ist im Gegensatz zum Drachenbild der westlichen Mythologie ein ambivalentes Wesen mit überwiegend positiven Eigenschaften. Er ist ein Regen- und ein Glücksbringer, ein Symbol der Fruchtbarkeit und der kaiserlichen Macht.

Drachen sind die mächtigsten Tiere, sie beherrschen das Meer, die Flüsse, den Regen und die Winde. Sie sind also eng mit dem Element Wasser verbunden. Daher auch die häufigen Drachenfiguren bei Brunnen am Eingang von Tempeln oder Schreinen.

Manche Drachen verfügen sogar über einen Edelstein, mit dem sie Ebbe und Flut beherrschen. Dieser Edelstein hat eine enge Verwandtschaft mit dem buddhistischen Wunscherfüllungsjuwel, das von manchen Bodhisattva getragen wird. Manche Drachen kombinieren äußerlich die anatomischen Stärken aller möglichen Tiere: die Schuppen von Fischen und Schlangen, die Klauen und Flügel von Vögeln, die Zähne und Pranken von Tigern, außerdem Hörner, Fühler (die sie vielleicht von den japanischen Karpfen übernommen haben), usw. Drachen können sogar menschliche Gestalt annehmen.

Die buddhistischen Drachen gehen auf die Nagas im indischen Pantheon zurück. Nagas werden entweder als Drachen oder als Schlangen dargestellt und bilden eine eigene Kategorie von himmlischen Wesen.

Der Drache gehört zu den 12 Tieren im asiatischen Tierkreis.

### Die Schlange (*hebi*)

Die Grenzen zwischen Schlangen und Drachen sind fließend. Schlangen gelten mitunter als Boten der Drachen, bzw. sollen nach chinesischer Auffassung Drachen im Stadium der Kindheit sein. In den klassischen japanischen Mythen taucht eine achtköpfige Schlange von riesigen Ausmaßen auf, die vom Gott Susanoo nur mit List (Reiswein) besiegt werden kann.

Obwohl dieser Mythos an das negative Bild europäischer Drachengeschichten erinnert, werden Schlangen in Japan, ähnlich wie Drachen, zumeist mit Respekt und Ehrerbietung angesehen. Der Gott des uralten Miwa Schreins unweit von Asuka taucht in den Mythen mehrfach einmal in menschlicher, einmal in Schlangengestalt auf. Noch heute opfert man im Miwa Schrein rohe Eier, da diese für Schlangen eine besondere Delikatesse darstellen.

Schlangen gelten außerdem als die Tiergefährten der Glücksgöttin Benzaiten, die wiederum mit zahlreichen Drachenmythen in Verbindung steht. Benzaiten war ursprünglich eine Fluss-, bzw. Wassergöttin, daher ihre Assoziation mit Schlangen und Drachen.

Eine negative Eigenschaft, die Schlangen von Drachen unterscheidet, liegt darin, dass Schlangen ein Sinnbild der Eifersucht darstellen. Zahlreiche Geschichten aus der buddhistischen Erzählliteratur des Mittelalters berichten, wie insbesondere Frauen, die zum Zeitpunkt ihres Todes Eifersucht in sich tragen, als Schlangen wiedergeboren werden. Und auch Benzaiten wird bisweilen für sehr eifersüchtig gehalten.

### Der Fuchs (*kitsune*)

Füchse sind zusammen mit den unten besprochenen *tanuki* die großen Verwandlungskünstler in der japanischen Tier- und Sagenwelt. Dem japanischen Volksglauben zufolge ist jeder Fuchs mit magischen Fähigkeiten ausgestattet. Diese

Zauberkraft akkumuliert sich mit den Jahren. Die ältesten Füchse sind demnach die zauberkräftigsten. Darüber hinaus erkennt man zauberkräftige Füchse an der Anzahl ihrer Schwänze, die (ähnlich wie die Dan-Grade in Judo oder Karate) auf bis zu neun ansteigen können. Solche mehrschwänzigen Füchse können sich jederzeit in Menschen verwandeln oder aber Besitz vom Geist eines Menschen ergreifen und stehen mit allen möglichen Formen von Besessenheit, Exorzismus, etc. in Verbindung. Vor allem Frauen sind für Fuchszauber anfällig, während sich Füchse umgekehrt meist in schöne Frauen verwandeln.

In der Religion haben Füchse eine besondere Funktion im Zusammenhang mit der Reisgottheit Inari (vgl. Shintō).

### Der Tanuki

Tanuki sind in Japan weit verbreitete Tiere, in Europa aber kaum zu finden. Zoologisch bezeichnet man sie als Marderhunde. Sie können nicht bellen und halten vier Monate Winterschlaf. Irrtümlich werden sie von Ausländern oft als Dachse bezeichnet.

Nach japanischem Aberglauben sind sie ähnlich begabt wie die Füchse. Während die Füchse aber elegant und schlau, bzw. heimtückisch agieren, sind die *tanuki* eher derbe, draufgängerische Gesellen. Auch sie können den Menschen das Leben ziemlich schwer machen, aber alles in allem scheinen sie eher gutmütig zu sein. Im Gegensatz zu den Füchsen sind die *tanuki* typischerweise männlichen Geschlechts (obwohl es auch weibliche gibt). Eines ihrer Charakteristika sind denn auch ihre übergroßen Hoden (natürlich ein Glückssymbol). Wenn sie wütend werden, können sie diese Hoden auch als Schlagwaffen verwenden. Ihr Strohhut kennzeichnet die *tanuki* als Reisende, bzw. als Vagabunden.

Tanuki





In Japan stehen oft tönernerne Abbildungen des *tanuki* vor Läden, Gasthäusern, Kneipen oder auch vor Privathäusern. Die Figur soll ähnlich wie die winkende Katze die Leute animieren, einzutreten und mitzutrinken. Geleitet ist der *tanuki* mit einem Strohhut auf dem Kopf, einer Sakeflasche, einem Rechnungszettel und einem Goldsack in den Pfoten. Der Zettel ist ein Schuldschein, den der *tanuki* im Austausch für Sake ausstellt, den er allerdings nie bezahlt. Deshalb ist Vorsicht angesagt, wenn einem jemand mit einem Zettel in der Hand zum Trinken animiert. Es könnte ein verkleideter *tanuki* sein!

Bekannt ist die Tanuki-Legende vom **Bunbuku-Chagama**, dem summenden Teekessel.

*Vor langer Zeit lebte einmal ein armer alter Mann, der seinen Lebensunterhalt als Lumpensammler verdiente. Eines Tages fand er einen tanuki in einer Falle und ließ ihn frei. Das dankbare Tier wollte sich diesem freundlichen armen Mann erkenntlich zeigen und beschloss, sich in einen eisernen Teekessel zu verwandeln, so dass der Mann ihn verkaufen konnte.*

*Am nächsten Morgen fand der alte Mann vor seinem Haus den Teekessel und gab ihn dem Priester eines nahegelegenen Tempels. Der Priester füllte den Kessel mit Wasser und stellte ihn aufs Feuer. Als der Kessel immer heißer wurde, sprang er über dem Feuer herum und unter Qualen verriet er sich und bat um Gnade. Der Priester gab dem alten Mann den Teekessel zurück. In der darauffolgenden Nacht erschien der tanuki dem alten Mann im Traum mit den Worten: "Ich bin der tanuki, den du gerettet hast, warum zeigst du mich nicht den Leuten für Geld? Ich könnte als Teekessel verwandelt einen lustigen Tanz vorführen, so dass du damit viel Geld verdienen kannst."*

*Der Plan des tanuki ging auf. Der alte Mann nannte den tanzenden tanuki-Teekessel wegen der beim Tanzen verursachten Brumm-Geräusche Bunbuku-Chagama. Die Menschen strömten von weit her und bezahlten, um den unterhaltsamen Tanz des Teekessels zu sehen. So wurde der alte Mann durch die Hilfe des tanuki sehr reich.*

### Kappa (jap. 河童)

Ein *kappa* zählt in der japanischen Mythologie zur Kategorie der *yōkai* (Monster und Kobolde). Der Gestalt nach ist es ein grünhäutiges, froschähnliches Wesen mit Schwimmhäuten zwischen Fingern und Zehen, einem Schildkrötenpanzer auf dem Rücken, einem affenähnlichem Gesicht mit einem Schnabel einer Schildkröte oder Ente. Es lebt in Seen, Flüssen und Teichen und transportiert in einer Delle auf

dem Kopf Wasser oder eine wasserähnliche Flüssigkeit, aus der es seine magischen Kräfte bezieht.

Ein *kappa* verbringt sein ganzes Leben im selben Gewässer und zeigt in der Regel ein großes Verantwortungsbewusstsein und Pflichtgefühl gegenüber den untergeordneten Bewohnern seines Reiches, wie Fischen und Pflanzen.

### Kappa



Kappa-Schilder animieren zur Sauberkeit und warnen Kinder vor dem Kanal

*Kappa* werden zumeist als launische oder dem Menschen feindlich gesinnte Geschöpfe beschrieben, die gerne Streiche spielen und Zwietracht säen. In einigen Erzählungen ziehen sie sogar Menschen, die sich ihrem Gewässer unvorsichtig nähern oder darin schwimmen, unter Wasser, ertränken sie und saugen ihnen Blut und Eingeweide aus. *Kappa* sind jedoch nicht besonders schlau: verbeugt man sich vor einem *kappa*, so ist dieser aus Höflichkeit gezwungen, dies auch zu tun, und verschüttet dadurch die Zauberkraft schenkende Flüssigkeit von seinem Kopf, weshalb er sofort in sein Gewässer zurückkehren muss. Es sind auch Geschichten von gutmütigen oder großzügigen *kappa* überliefert, die gute und tüchtige Menschen mit magischen Geschenken belohnen.

*Kappa* werden auch heute noch vor allem von der ländlichen Bevölkerung als Schutzgeister verehrt. Viele Dörfer widmen ihnen eigene Feste und Zeremonien. Aufgrund ihres zwiespältigen Charakters versucht man sie durch Opfergaben in Form ihrer Leibspeise, der Gurke, zu besänftigen. Wenn Japaner eine Gurke in ein von *kappa* bewohntes Gewässer werfen, nachdem sie ihren Familiennamen in die Schale eingeritzt haben, versprechen sie sich dadurch Schutz vor *kappa*-Attacken. Dieser Brauch ist vor allem unter Süßwasserfischern üblich, da deren Eingriffe in das vom *kappa* bewachte Ökosystem eine Basis für eine Antipathie darstellen könnte. Kinder werden auch heute noch durch Erzählungen oder *kappa*-Warnschilder abgehalten, an Gewässern allein zu spielen.

In den japanischen Medien werden *kappa* oft in stark verniedlichter Form als Sympathieträger vor allem für Kinderartikel eingesetzt.

### Tierkreiszeichen

Das chinesische (und japanische) Horoskop besteht aus zwölf Tierkreiszeichen, die jeweils für ein ganzes chinesisches Jahr gültig sind: Ratte, Büffel, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Schaf, Affe, Hahn, Hund und Schwein.

Einer Legende nach hat Buddha am Neujahrstag alle Tiere zu sich eingeladen, um gemeinsam zu feiern. Aber nur zwölf von ihnen sind tatsächlich gekommen. Buddha belohnte ihre Treue, indem er jedem von ihnen die Regentschaft für ein Jahr übertrug, und zwar in der Reihenfolge, in der sie erschienen waren. Das Tier, das einem Jahr zugewiesen wurde, sollte es fortan mit seinem Charakter prägen und die im jeweiligen Jahr Neugeborenen ihr Leben lang. Nach jeweils zwölf Jahren beginnt der Tierzyklus von neuem.

In Japan ist eine ganze Industrie damit beschäftigt, für das jeweilige Tierkreisjahr glücksbringende Anhänger, *ema*-Täfelchen, Pappmaché-Figuren, Geschenkartikel mit Darstellungen des jeweiligen Tieres, Stofftiere und vieles andere mehr anzufertigen. Zu Neujahr sind dies beliebte Geschenke, die Glück bringen sollen.

Tierkreiszeichen

鼠	Ratte/Maus	1912	1924	1936	1948	1960	1972	1984	1996	2008
牛	Büffel/Kuhi	1913	1925	1937	1949	1961	1973	1985	1997	2009
虎	Tiger	1914	1926	1938	1950	1962	1974	1986	1998	2010
兔	Hase	1915	1927	1939	1951	1963	1975	1987	1999	2011
龍	Drache	1916	1928	1940	1952	1964	1976	1988	2000	2012
蛇	Schlange	1917	1929	1941	1953	1965	1977	1989	2001	2013
馬	Pferd	1918	1930	1942	1954	1966	1978	1990	2002	2014
羊	Schaf/Ziege	1919	1931	1943	1955	1967	1979	1991	2003	2015
猴	Affe	1920	1932	1944	1956	1968	1980	1992	2004	2016
雞	Hahn	1921	1933	1945	1957	1969	1981	1993	2005	2017
狗	Hund	1922	1934	1946	1958	1970	1982	1994	2006	2018
猪	Wildschwein	1923	1935	1947	1959	1971	1983	1995	2007	2019

### Japanpapier – washi

In ihrem Bemühen, den Buddhismus zu verbreiten, ließen die Herrscher die Sutras (buddhistische Lehrsätze und Lehrschriften) abschreiben und hatten damit wesentlichen Einfluss auf die Papierherstellung.

Das Volk wurde angehalten, Maulbeerbäume (jap. *kozo*) als Rohmaterial für die Herstellung von Papier zu pflanzen. Buddhistische Mönche aus Korea wurden eingeladen, die Kunst des Papiermachens zu lehren. Im 8. Jh. entwickelte sich die Technik der Herstellung und Verarbeitung von Papier und verbreitete sich über das gesamte Land.

Als die Nachfrage nach Papier wuchs, suchten die Papiermacher nach neuen Rohmaterialien und entdeckten *ganpi* und *mitsumata*, zwei einheimische Pflanzen. Ganpi- und Mitsumata-Fasern sind zart und von natürlicher Viskosität. Es erforderte ausgeklügelte Techniken, sie zur Papierherstellung zu verwenden, aber das Endprodukt war schön und dauerhaft.

Aus den Wurzeln der Pflanze *tororo-aoi*, einer Hibiskusart, gewann man *neri*. *Neri* dient als Hilfsmittel zur gleichmäßigen Faserverteilung und -bindung im Papierbrei.

Nunmehr wurde aus nachgeahmtem chinesischem Papier ein eigenständiges japanisches Produkt: *washi* – japanisches Papier (von *wa* = Japan und *shi* = Papier). Dieser Ausdruck wird heute für alle Arten handgeschöpfter japanischer Papiere verwendet, in manchen Fällen auch für besondere Sorten maschinell gefertigter hochwertiger Papiere.

Viele Jahrhunderte hatten nur Aristokraten und Mönche Zugang zu Papier. Trotz des langsamen Verfalls der kaiserlichen Macht blieb das Wissen über die Papierherstellung erhalten und verbreitete sich unter dem Volk. Es entstanden viele private Papierwerkstätten, vor allem in Bergdörfern, deren Bauern wenig gutes Land, aber viel klares Wasser zur Verfügung hatten und die sich dadurch in der kalten Jahreszeit ein Nebeneinkommen sicherten.

In der Edo Periode (1603-1868) unterhielten die Fürsten eigene Papiermühlen. Papier wurde auch als Tribut an den Shōgun abgegeben. Die Papiermacher bürgten mit ihrem Leben für die Qualität ihres Papiers.

Nach der Öffnung Japans orientierte sich das neue Regime des Meiji-Kaisers sehr an den westlichen Ländern und führte die maschinelle Papierproduktion ein. Die

traditionelle Papierherstellung verlor an Bedeutung, und die Zahl der Papierwerkstätten verringerte sich. Dennoch blieb dieses Handwerk bis heute erhalten, wenn auch die Herstellung etwas wirtschaftlicher gehandhabt wird und für manche Arbeitsschritte Maschinen oder Chemikalien eingesetzt werden. Handgemachtes Papier hat auch heute noch seinen festen Platz in der japanischen Kultur.

#### Vorbereitung der Fasern

Die Saison beginnt traditionell im November. Die Äste des „kozo“ werden im November geerntet. Sie werden dazu kurz über der Erde abgeschnitten, in gleiche Längen zerteilt und gebündelt.

Zur Papierherstellung wird nur die innere weiße Rinde des Astes verwendet. Die Rinde muss daher vom hölzernen Teil abgezogen werden. Um dies zu erleichtern, werden die Zweigbündel ein bis zwei Stunden in einem luftdichten Kasten über kochendem Wasser gedünstet. Nach dem Dünsten sind die Rindenschichten weich, und die äußere lässt sich gut abziehen. Die darunter liegende grüne Rinde wird mit einem Messer abgekratzt, so dass nur noch der innere weiße Bast bleibt.

Dieser wird in einer stark alkalischen Lösung gekocht, um alle störenden Bestandteile wie Stärke, Fett, Pektin, Wachs und Gummi zu lösen. Traditionell wurde dazu Pottasche, heute allerdings Sodaasche verwendet. Zurück bleibt die reine Faser, der Bast. Nach dem Kochen wird der Bast sorgfältig gespült. Die Fasern lassen sich jetzt gut auseinanderziehen. Eventuell wird der Bast vor der weiteren Bearbeitung gebleicht, um eine weißere Papierfarbe zu erzeugen. Nach dem Waschen werden sämtliche sich an den Fasern noch befindliche Unreinheiten mit den Fingern in fließendem Wasser entfernt – eine sehr anstrengende Arbeit, die vor allem von Frauen mittleren Alters übernommen wird. Danach werden die Faserstücke auf einer harten Unterlage mit einer Stange oder einem Hammer aus Hartholz geschlagen. Auf diese Art werden die Fasern auseinandergesogen und behalten gleichzeitig ihre Länge.

#### Papierschöpfen

Zum Schöpfen wird die Fasermasse in eine Wanne mit Wasser gegeben und so gemischt, dass sich die Fasern vollkommen gleichmäßig im Wasser verteilen. Neri sorgt dafür, dass die Fasern gleichmäßig im Wasser schweben und nicht absinken.

Es gibt in Japan zwei Arten des Papierschöpfens. Die eine Methode, das *tame-zuki*, ähnelt der westlichen Methode. Der Schöpfrahmen mit Sieb wird dabei in die Fa-

sermasse in der Wanne getaucht und einige Male vertikal und horizontal bewegt, bis das Wasser abgelaufen und eine Schicht miteinander verschränkter Fasern im Sieb geblieben ist. Diese Papierschicht wird dann auf einen Stapel gepresst, wobei die einzelnen Papiere durch Stoff voneinander getrennt werden.

Die zweite Methode, die typisch für Japan ist und in der Welt keine Entsprechung hat, wird *nagashi-zuki* genannt. Geschöpft wird in einem Schöpfrahmen aus zwei Teilen, dem *keta*, in den der *su*, ein bewegliches Sieb aus Bambus, gelegt wird. Auch hier wird die Schöpf Flüssigkeit längere Zeit durch Bewegen des Rahmens vor und zurück und auch seitlich über den Schöpfrahmen geschickt. Bevor allerdings das ganze Wasser durch das Sieb herabgelaufen ist, wird der Rest aus dem Rahmen geworfen, wobei größere Faserteile oder Knoten mit herausgeschüttet werden. Eventuell wird der Vorgang wiederholt, bis das Papier entsprechend dick ist. Nach dem Schöpfen wird der Rahmen geöffnet und das innere Sieb herausgenommen. Es wird dann auf den vor der Wanne stehenden Stapel mit den schon geschöpften Papieren herabgelassen und abgezogen, wobei das frisch geschöpfte Papier auf dem Stapel bleibt.

Nach dem Schöpfen wird der nasse Papierstapel vorsichtig gepresst, so dass die Papiere nur noch leicht feucht sind. Sie werden dann einzeln mit einem Pinsel auf Holzbretter aufgebürstet und in der Sonne getrocknet.

#### Washi als Gebrauchsmaterial

Die Verwendung von Papier fand rasch Eingang in viele religiöse Zeremonien. Papier war ein Symbol der Reinheit. Es hatte eine untrennbar mit dem Alltag verbundene spirituelle Bedeutung. Papierornamente und kleine Papierstreifen gelten noch heute als Glücksbringer und werden an heiligen Stätten aufgehängt.

Die Anfertigung anderer Gebrauchsgegenstände aus *washi* fand ihren Höhepunkt in der Edo-Zeit. *Washi* diente als Material für Fächer, Schirme, Taschen, Fahnen, Masken, Drachen, Laternen, Segel, Kleidung, Trennwände und Jalousien. Die Verwendung feiner und schöner Papiere wird zum ästhetischen Genuss, vor allem auch bei der Raumgestaltung.

#### Japanische Holzschnitte – Ukiyo-e

Holzschnitte sind im Westen die bekanntesten japanischen Kunstwerke. Sie haben die Entwicklung der modernen Malerei des Westens im 19. Jh. stark beeinflusst.

Wenn man von Holzschnitten spricht, meint man normalerweise die unter dem Namen *ukiyo-e* in den Vergnügungsvierteln der Edo-Zeit entstandenen Szenen, die zwischen 1650 und 1850 vor allen beim städtischen Bürgertum beliebt waren. Seit 1756 handelt es sich vor allem um *nishiki-e*, Farbdrucke mit bis zu zwanzig oder mehr unterschiedlichen Farbtönen.

In Japan selbst wurden die Holzschnitte von Meistern wie *Utamaro*, *Hiroshige* und *Hokusai* früher eher gering geschätzt, und man wunderte sich über das große Interesse der Ausländer. So kommt es, dass sich die besten und umfangreichsten Sammlungen japanischer Holzschnittgrafik in Europa oder den USA befinden. Heutzutage werden die Grafiken der Edo-Zeit in Japan genauso anerkannt wie im Ausland, und die Namen der Künstler sind allgemein bekannt.

Formal ist japanischen Holzschnitten eine Betonung der feinen Linie gemeinsam, die von großen Farbflächen, oft mit detailreichen Mustern, abgelöst werden. In der japanischen Gesellschaft war formale Kleidung stets wichtiger als zufällige äußerliche Schönheit; deshalb wurde z. B. mehr Wert auf die Darstellung der kostbaren gemusterten Kimonos gelegt als auf eine anatomisch korrekte Körperdarstellung oder porträthafte Ähnlichkeit. Frauen werden zumeist als stilisierte Typen dargestellt, die sich nur in Kleidung, Frisur oder Pose voneinander unterscheiden. Der Effekt ist zweidimensional und abstrakt. Die Perspektive ist oft willkürlich, mit wechselnden Betrachterstandpunkten in einem Bild. Die aus dem Studium westlicher Kunst bekannte geometrische Perspektive wurde zuerst auf Interieurs, von *Hokusai* und *Hiroshige* auf Landschaften angewandt. Die Standardgröße für Druckgrafik war 40 x 30 cm bzw. 30 x 20 cm, doch gibt es Beispiele für größere Bilder, die aus drei Blättern zusammengesetzt wurden, langgestreckte Drucke auf Kalligraphie-Papier oder im Fächerformat.

Holzschnitte gehören zu den Hochdrucktechniken. Während sich bei Tiefdrucken, wie z. B. Radierungen oder Kupferstichen, die Druckfarbe in den in die Druckplatte geätzten bzw. geritzten Vertiefungen sammelt und dann durch den mechanischen Druck der Druckerpresse auf das Papier gedrückt bzw. gedruckt wird, wird beim Holzschnitt die Farbe auf die hochstehenden Stege des Druckstockes aufgetragen. Alles, was weiß bleiben soll, wird weggeschnitten. Diese Drucktechnik werden die meisten in der Schule anhand von Linolschnitten oder Kartoffeldrucken schon selbst ausprobiert haben. In Europa waren Holzschnitte als erstes Massenprodukt im Mittelalter sehr verbreitet; ihr größter Meister war Albrecht Dürer. In der Folge wurden sie aber durch Radierungen und Stiche abgelöst, die einfacher herzustellen waren und variabelere und feinere Linien ermöglichten. Während sich Metallstöcke aber durch den hohen mechanischen Druck nach einiger Zeit abnutzen, haben

Holzdruckstöcke bei sachgemäßer Anwendung eine fast unbegrenzte Haltbarkeit. Lediglich die teils sehr feinen Konturlinien nutzten sich ab.

Druckgrafiken waren in Europa in der Regel einfarbig, meist schwarz bzw. in Grautönen, doch gibt es Beispiele für Drucke mit (rötlich-brauner) Sepiatinte oder auf getöntem Papier. Farbige Fassungen entstanden durch sorgfältiges Nachkolorieren mit der Hand. In Japan bildete sich jedoch seit 1767 eine Technik heraus, die mit Hilfe verschiedener Druckstöcke bis zu 20 Farben und Farbschattierungen hervorbringen konnte. Für jede Farbe gibt es einen eigenen Druckstock.

1. Zuerst wird eine Zeichnung angefertigt, die als Druckvorlage dienen soll. Diese Zeichnung wird mit schwarzer Tinte durchgepaust, wobei die Umrisslinien endgültig festgelegt werden.
2. Dann wird das Papier nass gemacht und umgekehrt auf ein glattes Stück Kirsch- oder Birnenholz, den zukünftigen Druckstock, gelegt und durchgerieben. Wenn man es wieder entfernt, hat sich die Farbe seitenverkehrt auf den Druckstock übertragen. Jetzt werden die Hauptkonturlinien herausgearbeitet, indem alles um sie herum weggeschnitten wird.
3. Dann werden von diesem ersten Block Abzüge hergestellt, auf denen der Künstler die verschiedenen Farbflächen markiert. Für jede Farbe gibt es einen eigenen Druckstock, und für jeden Druckstock gibt es eine eigene Konturvorlage, die wiederum auf das Holz übertragen wird. Dann wird alles weggeschnitten, was nicht in dieser Farbe gedruckt werden soll. Die Orientierungslinien garantieren, dass die Farbflächen nachher tatsächlich innerhalb der vorgesehenen Konturlinie gedruckt werden.
4. Normalerweise ist die Druckreihenfolge der Farben rot – gelb – blau (indigo) – grün – schwarz. Abweichungen in der Reihenfolge ergeben Farbschattierungen und Zwischentöne, die durch das Übereinanderdrucken der verschiedenen Farben entstehen.

Wenn alle Druckstöcke fertig sind, wird die Farbe aufgetragen. Farbkonsistenz und Farbauftrag können das Aussehen des fertigen Drucks natürlich beeinflussen. Das Papier wird auf den Druckstock gelegt und von der Rückseite mit einer flachen Scheibe, die mit Bambusrinde umwickelt ist, kräftig auf den Druckstock gerieben. Nach dem Trocknen erfolgt der Druck des zweiten Druckstockes usw. Am Ende können über zwanzig Druckvorgänge hinter dem fertigen Bild stehen.

5. Ein erster Probeabzug wird gefertigt, genau nach den Anweisungen des Künstlers bezüglich Farbtönen und hell-dunkel-Schattierungen. Wenn er das Ergebnis gutheißt, wird die Edition fertig gedruckt.

6. Heute wird manchmal noch vor dem Konturliniendruck das Papier mit „Sesameffekt“ vorbehandelt, d.h. das Blatt wird komplett von einem besonders feinkörnigen neuen Druckstock bedruckt, sodass sich eine feine, gepunktete Maserung ähnlich Sesamkörnern ergibt, die dem Bild später mehr Tiefe verleihen soll. (Vergleichbar mit der Aquatinta in Europa)

Eine Edition umfasste ungefähr 200-300 Drucke, dann trockneten die Druckstöcke aus. Je nach Anzahl der nötigen Druckvorgänge dauerte die Herstellung ca. 2 Wochen, doch konnte es schneller gehen, falls man eine mindere Qualität in Kauf nehmen wollte.

In der Regel waren vier Personen mit der Herstellung eines Holzschnittes beschäftigt:

- ▶ der **Künstler**, der den Entwurf lieferte,
- ▶ der **Holzschneider**, der den Entwurf auf die Druckstöcke übertrug und sie schnitt,
- ▶ der **Drucker**, der für Farbgebungen und Farbschattierungen verantwortlich war,
- ▶ der **Verleger**, der das ganze Projekt finanzierte und zum Teil auch den Anstoß zu bestimmten Themenkreisen gab.

Im Endeffekt ist das fertige Bild eine Gemeinschaftsleistung vieler, und die Qualität des fertigen Produktes hing stark von den handwerklichen Fähigkeiten der heute unbekanntenen Holzschneider und Drucker ab. Deren Ausbildung zum Meister dauerte ungefähr zehn Jahre, dann machten sie sich selbständig und delegierten einen Großteil der Arbeit an ihre Schüler.

**Utamaro Kitegawa** (1753-1806) gehört heute zu den berühmtesten Künstlern des *ukiyo-e*. Seine „**10 Studien weiblicher Schönheit**“ (1793) sind großformatige Brustbilder, die erstmalig über die Darstellung eines bestimmten Frauentypus hinausgehen und bei aller Idealisierung porträthafte Züge annehmen. Er verwendet neuartige, phantasievolle Blickwinkel (z. B. Rückendarstellungen) und bemüht sich, körperliche Weichheit darzustellen, indem er die Umrisslinien in Fleischtönen statt in schwarz realisieren ließ, oder ganz auf die harten Konturen der schwarzen Linien verzichtet.

Seine erfolgreiche Karriere fand ein Ende, als er 1804 „Hideyoshi und seine fünf Konkubinen“ herausbrachte. Die Zensur sah das Bild als Affront gegen die herrschenden Tokugawa an und warf ihn für kurze Zeit ins Gefängnis. Danach musste er für 50 Tage Handschellen bzw einen eisernen Kragen tragen. Er arbeitete weiter,

verfiel aber in Depressionen und starb 1806. Die Holländer begannen früh, seine Werke nach Europa zu exportieren, so dass er dort zu den bekanntesten japanischen Künstlern zählt; vor allem in Frankreich wurde er gesammelt.

Utamaro



Als *Utamaro* im Jahre 1806 starb, schien das Ende der *ukiyo-e* und damit auch der Holzschnitt-Industrie gekommen. Jedoch erfuhr die sterbende Kunst einen erneuten Aufschwung durch die Werke von **Hokusai Katsushika** (1760-1849). Statt der Vergnügungsviertel oder der schönen Frauen des reichen Bürgertums in den Städten zeigen seine Werke Szenen des bäuerlichen Lebens auf dem Lande und japanische Landschaften. Berühmt sind vor allem die „**36 Ansichten des Fuji-san**“ (1829). Zeigen sie sich schon beeinflusst von der Kenntnis westlicher Kunst (Perspektivenlehre) sind sie doch fest in der japanischen Holzschnitttradition verwurzelt (Linienführung und abstrakte Farbmuster).

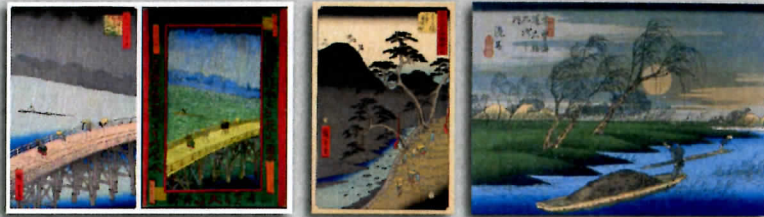
Hokusai



Als letzter Großmeister des *nishiki-e* gilt **Hiroshige Andō** (1797-1858), dessen Bilder formal weniger abstrakt und inhaltlich realistischer sind als die Werke seiner Vorgänger. Sein Durchbruch kam mit der Darstellung von Pflanzen auf Fächern, doch er war auch ein Meister darin, die Launen der Natur, atmosphärische Darstellungen

gen des Wetters und die Jahreszeiten auf Papier zu bannen. Am berühmtesten sind wohl seine „53 Stationen des Tōkaidō“ (1832), und seine berühmten „100 Ansichten von Edo“ (1856-58). Letztere gehörten zu den ersten japanischen Kunstwerken, die massenweise nach Europa exportiert wurden und die Vorstellung von Japan nachdrücklich prägten. Vor allem die Impressionisten wurden stark davon beeinflusst, wie man an einer 1887 entstandenen Kopie der „Brücke im Regen“ von Van Gogh sehen kann.

### Hiroshige



links: Brücke im Regen  
rechts: Kopie von Van Gogh, 1887

## Tuschemalerei – *sumi-e*

Der Einfluss von China nahm in der Muromachi-Zeit wieder zu und beeinflusste die Kunstschaffenden allgemein, im besonderen aber die unter Zen-Mönchen verbreitete Pinselmalerei mit schwarzer Tusche – *sumi-e*. Die gemalten Bilder auf Hängerollen, teils auch mit Kalligraphie versehen, dienten zur Befreiung des Geistes bei der Meditation. Die Darstellungen wurden auf das Wesentliche reduziert. *Sesshū Tōyō* (1420-1506) brach mit der monochromen Tradition der Zen-Malerei und malte Landschaften um ihrer selbst willen. Ein Zeitgenosse war *Kanō Masano-*

### Tuschemalerei



*bu* (1434-1530), der die renommierte Kano-Schule gründete. Sie pflegte später auch die farbige Tuschemalerei (*yamato-e*). Beide Arten von Tuschemalerei setzten sich auch in der Edo-Zeit fort.

## Dekorative Kunst

Mit dem Erblühen der städtischen Kultur in der Momoyama-Zeit (1573-1603) wuchs das Interesse an Malereien auf Schiebetüren und Wandschirmen (*shōheiga*). Gold und Farbe wurden viel verwendet. Die Motive wurden gerne aus der Natur genommen, zeigten aber auch Herrscher, Feldherren und nicht zuletzt die „Südbaren“ (*nanban*), die mit den ersten holländischen und portugiesischen Schiffen ins Land kamen. *Kano Tan'yū* (1602-1674) fertigte z. B. die Malereien auf den Wänden und Schiebetüren des Nijō-Schlusses in Kyōto. Andere berühmte Maler waren *Sōtatsu* und *Kōetsu* (Rinpa-Schule) und später *Kōrin Ōgata*.

### Dekorative Kunst



Das gesamte Kunsthandwerk blühte zwischen dem 15. und 16. Jh. auf und hat sich bis heute erhalten, weiterentwickelt und verfeinert. Der japanische Staat fördert diese handwerkliche Tradition. Verdiente alte Meister können sogar zum „Lebenden Nationalschatz“ (*ningen kokuhō*) ernannt werden.

Jedes Kunstmuseum zeigt Unikate von besonderer Schönheit. Lacktechnik, Blattgold-Herstellung, Seidenmalerei, Webkunst, Stofffärberei, Keramik und Porzellan-Herstellung sind nur einige der Künste, die in den letzten 500 Jahren unvorstellbare schöne Werke geschaffen haben. Die Künstler beziehen heute zum einen das Wissen um die alte Kunst mit ein, zum anderen benützen sie modernste Technik, Materialien und abstraktes Design.

## Blattgold-Herstellung in Kanazawa – Kaga-kinpaku

Kanazawa ist Hauptstadt der Ishikawa-Präfektur. Der frühere Name war Kaga. 300 Jahre herrschte in der Edo-Zeit der Maeda-Clan in Kaga. Während der Tokugawa-Clan in Edo politische Macht ausübte, förderten die Maedas die Kunst und Kultur, denn die Region um Kanazawa war durch den Reisanbau von Reichtum gesegnet. Künstler aus Edo und Kyoto arbeiteten in Kanazawa.

99% des japanischen Blattgoldes wird bis heute in Kanazawa angefertigt. Ausschlaggebend für diesen Standort waren das weiche Wasser und das Klima.

Wegen der langen Tradition des Blattgoldhandwerks haben alle Künstler ein besonderes Gefühl für die Technik und Ästhetik. Es werden ca. 100 Werkzeuge benützt, die sich im Laufe der Jahrhunderte nicht verändert haben. Bis heute ist Blattgoldherstellung Handarbeit. Einzige Ausnahme ist eine Maschine, „Hama“ genannt, die die menschliche Hämmerarbeit heute ersetzt.

Es gibt verschiedene Variationen der Gold-Mischungen. Die üblichste besteht aus 95% Gold, 4,9% Silber und nur einem minimalen Anteil von Kupfer.

Die Materialien werden bei 1300 Grad geschmolzen und zu Barren gegossen. Jeder Barren wird nach dem Erkalten dünn gewalzt. Am Ende hat man gürtelähnliche Bänder von 3 cm Breite und 3 mm Dicke. Daraus werden Quadrate geschnitten.

Es folgen nun zwei Herstellungsprozesse:

### 1. Der Uasumi-Prozess:

Man benötigt dazu *uchigami*-Papier, das aus Holzfasern von Mitsumata und Kozo (Papiermaulbeerbaum) gewonnen wird. Dieses Papier hat eine besondere Stärke und zerreißt nicht beim Hämmern.

Jede Goldschicht wird zwischen eine Papierschicht gelegt. 30 Lagen werden mit einer Katzenlederhülle zusammengehalten und gehämmert. Der Hammer muss von innen nach außen geführt werden, damit das Gold sich verdünnen kann. Es ist eine besondere Technik, die viel Übung, Erfahrung und Ausdauer bedarf.

Wenn das Gold die Größe von 15 cm<sup>2</sup> erreicht hat, wird es in vier Quadrate geteilt. Jedes einzelne Quadrat wird wieder zwischen Papierschichten gelegt s.o. Der Hammerprozess geht weiter, bis sich das Gold von einem 33stel auf ein 500stel

verdünnt hat. Die Quadrate erreichen eine Größe von 19,5 cm. Die Außenhülle beim Hämmern ist nun aus Rindsleder.

Einer der wichtigsten Arbeiten am Ende des 1. Prozesses ist der, mit den Augen zu sehen, wo ein Goldblatt dicker oder dünner ist. Diese Arbeit mit Arbeitsstäbchen kann nur ein ganz erfahrener Handwerker verrichten.

Alle Werkzeuge sind von nun an aus Bambus, weil sich Bambus nicht statisch auflädt. Bei anderen Materialien würde das Gold kleben bleiben.

### 2. Der Hakuuchi-Prozess:

Hierzu braucht man ein besonders stabiles, glattes Papier, das ebenfalls in Kanazawa hergestellt wird. Es wird aus dem Ganpi-Strauch gewonnen (Familie der Seidelbastgewächse). Die dünnen Zweige werden geschält und gewaschen, gekocht und mit einer besonderen Tonerde aus der japanischen Region Hyogo vermischt. Die Fasern werden geklopft und zerrieben, bis ein Faserbrei entsteht, aus dem die *Washi*-Papierlagen gewonnen werden. Man lässt sie in der Wintersonne trocknen. Am Flussufer wird Reisstroh verbrannt und die Asche mit Wasser vermischt. In dieses Wasser wird das *Washi* eingetaucht, bevor es weiterverarbeitet wird. Dadurch festigt sich das Papier und es wird glänzend und sehr geschmeidig. Dreimal wird der Wässerungsprozess wiederholt und dann die Papierqualität geprüft. *Washi* muss frei von allen Verunreinigungen sein, weil sich diese auf das Gold abdrücken würden.

Wie am Beginn des Prozesses werden die dünnen Blattgoldlagen wieder zwischen die neuen *Washi*-Blätter gelegt und nur noch mit einem leichten Hammer geklopft. Das Gold braucht sich nicht mehr so stark verdünnen, muss aber gleichmäßig stark sein. Am Ende des Prozesses ist der ursprüngliche Goldbarren um ein 5000stel verdünnt worden.

Mit einem Bambusrahmen werden Quadrate von 10,9 cm<sup>2</sup> ausgestochen und mit einer Bambuspinzette zwischen Papiere gelegt. Die Abfälle, die beim Ausstechen der Quadrate entstehen, können wieder eingeschmolzen oder zu Goldstaub zermahlen werden. Stark zerkleinert nimmt man sie gern als besondere Teezugabe.

Blattgold wird in Japan für alle Kunsttechniken verwendet, wie z. B. bei Lackarbeiten (Goldlack-*Maki-e*), in der Porzellanmalerei, bei besonderen Maltechniken und bei mancher Art von Kimono-Seidenmalerei. Die Yuzen-Seidenmalerei benützt aber nicht Blattgold.

Bei großen vergoldeten Flächen (z. B. bei Stellschirmen oder auf dem Hintergrund von Gemälden) sieht man sehr gut die gleichgroßen aneinandergesetzten Blattgoldquadrate.

## Japanische Seide

Seide (*kinu*) galt in China schon vor mehreren tausend Jahren als eine Kostbarkeit und wurde eine zeitlang mit Gold aufgewogen. Es war lange Zeit bei Todesstrafe verboten, Seidenraupeneier aus dem Land zu bringen. Auch die Technik, Seide zu bemalen ohne dass die Farben zerlaufen, wurde in China sehr früh entwickelt.

Trotz des strengen Verbotes gelangten Seidenraupeneier zuerst ins benachbarte Ausland z. B. nach Korea und Japan und über die Seidenstraße auch bis nach Frankreich.

Seidenmalerei, wie wir sie heute kennen, wurde in Japan zum ersten Mal im 15. Jh. praktiziert. Tusche und flüssige Farbe wurden mit bestimmten Stoffen versetzt, um ein Auslaufen beim Malen zu verhindern.

### Seidengewinnung

Die Seidenraupenzüchter bewahren die Eier des Maulbeerspinners während des Winters sorgfältig in kühler Umgebung auf. Jeder ausgewachsene, graugelbe Nachtschmetterling legt 200 bis 800 Eier, aus denen beim Erwärmen nach etwa 10 Tagen 2-3 mm lange und schwarz behaarte Räumchen schlüpfen. Als Nahrung nehmen sie ausschließlich Blätter des Maulbeerbaumes zu sich. Nach drei Tagen häuten sie sich und fressen unermüdlich weiter. Nach vier Wochen und weiteren Häutungen (insgesamt vier) hat die ausgewachsene Raupe das vierzigtausendfache ihres ursprünglichen Gewichtes an Maulbeerblättern gefressen. Jetzt ist sie so lang und dick wie ein Zeigefinger. Die Natur hat nun ihre Verwandlung vorgesehen. Sie kriecht auf Zweige oder in ihre Spinnhütte und spinnst einen Faden um sich herum. Die Fadenhülle wird zum Kokon. Im Kokon ist die Raupe noch eine Weile aktiv, dann ruht sie als Puppe.

Das wertvolle Kokon-Gehäuse besteht jetzt aus einem Seidenfaden von etwa 2-3 km Länge. Wenn man die Puppe ruhen lässt, entwickelt sich ein weißer und wollig behaarter Schmetterling, der Maulbeerspinner. Dazu lässt es der Züchter bei der Seidenfasergewinnung aber nicht kommen. Denn der ausgewachsene Schmetterling zerstört beim Verlassen des Kokons die Fadenstruktur, indem er sie mit einem

Sekret aufweicht. Deshalb werden die eingesponnenen Larven mit Wasserdampf oder Heißluft getötet und sodann der Kokon zur Erweichung des Sericins (mit dem die Raupe den Kokon zusammengeklebt hat) in heißem Wasser mit Hilfe von rotierenden Bürsten abgehaspelt.

Der endlose, feine Naturfaden, der aus Eiweiß besteht und ähnlich aufgebaut ist wie die menschliche Haut, kann nun je nach gewünschter Fadenstärke mit 4-10 anderen Seidenfäden zusammengefasst, auf Spulen gewickelt und getrocknet werden. 1 kg Kokons ergeben insgesamt 250 g Seidenfaden. Für ein Kleid von 400 g braucht man 3000 Tiere.

**Japanische Seide** zeichnet sich durch ihre absolut gleichmäßige, glatte und feine Oberfläche aus und steht als Oberbegriff für qualitativ sehr hochwertige Naturseiden. Wie gleichmäßig die Japanseide wird, hängt letztendlich vom handwerklichen Geschick der Seidenarbeiter und -arbeiterinnen ab, welche die extrem feinen Fäden zu Rohseidenfäden verspinnen und verweben.

Durch unterschiedliche Webverfahren entstehen verschiedene Seidenqualitäten. Die *Habotai*-Seide zeichnet sich durch eine feine, glatte Webstruktur aus. Sie eignet sich gut für die Seidenmalerei, da ihr Gewebe fließendweich ist. Crepe de Chine ist eine in der Mode oft verwendete Seidenstoffart, weil sie weich und glänzend fällt. Den Kreppcharakter erhält das Gewebe durch die unterschiedlich gedrehten Kett- und Schussfäden. *Crepe-Georgette*-Seide ist ein zartes, durchscheinendes Gewebe. Der elegante Stoff ist ein dünnes Kreppgewebe mit Taftbindung und hat eine raue Oberfläche.

In Japan gibt es mehrere große Zentren für die Seidenherstellung und Seidenfärberei. Zu den bekanntesten gehören Gumma, Kyoto und Kaga (Kanazawa). Man macht heute mehr und mehr Versuche, dass die Seidenraupen durch entsprechendes Futter bereits gefärbte Seidenfäden produzieren.

### Kaga-Yuzen in Ishikawa (Kanazawa)

Die Kaga-Zome Färbermethode hatte ihren Anfang vor ca. 500 Jahren in der Provinz Kaga (Ishikawa, südlich der Stadt Kanazawa). Man benützte den Extrakt von Persimonen (Dattelpflaumen) und die Rinde von Pflaumenbäumen, um Farben zu schaffen von rosa bis zu dunkelroten und schwarzen Tönen.

*Miyazaki Yuzensai*, ein Maler und Färber, perfektionierte in der Mitte der Edo-Periode (vor über 280 Jahren) die Kaga-Zome Färbermethode. Unter der Obhut der Maeda-Fürsten entwickelte sich die Herstellung von *Kaga-Yuzen* durch diesen



begabten Meister und anderen Färbern zu wunderschönen, jedoch komplizierten Mustern auf Seide.

*Kaga-Yuzen* erkennt man durch die Art der Schattierung der Muster von der Außenseite zur Innenseite und dem Gebrauch von fünf Grundfarben: indigoblau, blutrot, chromgelb, dunkelgrün und königsviolett. Es sind die gleichen Farben wie beim Kutani-Porzellan aus dieser Gegend.

Die Muster von *Kaga-Yuzen* stellen die Naturschönheit dar. Blüten, Vögel und Landschaften sind bis ins kleinste Detail gezeichnet. Die kunstvollen Muster schaffen großartige und sehr gefällige Werke.

Handgearbeitetes *Kaga-Yuzen* ist nicht in großen Mengen verfügbar, weil zur Fertigstellung eines jeden Werkes eine arbeitsaufwendige Planung des jeweiligen Meisters und eine zeitaufwendige Arbeitsausführung gehört. Dadurch ist es kein Wunder, dass handgearbeitete *Kaga-Yuzen*-Seide sehr kostbar und hochgeschätzt ist wegen des künstlerischen Wertes des Designs und der Handwerkskunst.

Der Arbeitsablauf bei der Herstellung von *Kaga-Yuzen*:

1. Das Originalmuster wird von einem Künstler entworfen und auf Papier gezeichnet. Die Muster zeigen üblicherweise Objekte aus der Natur.
2. Aus weißer Seide wird ein Kimono gefertigt, die Nähte aber nur vorläufig mit Heftgarn gehalten, um sie leicht auftrennen zu können.
3. Die Zeichnung wird vom Papier auf den Stoff kopiert. Dafür werden das Papier und der Stoff über eine von unten beleuchtete Glasfläche gelegt. Die Tinte ist auswaschbar, sie ist aus Pflanzen hergestellt.
4. Der Kimono wird wieder in Einzelteile zerlegt und diese einzeln bearbeitet. Zuerst wird die Seide über einen Bambusrahmen gespannt. Die gezeichneten Linien werden mit einer Reispaste nachgezogen, die aus einer konisch zugespitzten Hülse dünn heraus fließt. Diese Linien bilden eine Art Damm, durch den verhindert wird, dass die verschiedenen Farben zusammenfließen. (Später, bei Prozess Nr. 10, wird diese Paste wieder ausgewaschen und die Linien, welche die Farbe nicht angenommen haben, erscheinen weiß). Nun werden Sojabohnen in Wasser eingeweicht und zerdrückt. Anschließend wird die Masse mit Wasser verdünnt.

Der Stoff wird mit diesem stärkehaltigen Wasser getränkt und danach über einem Holzkohlenfeuer getrocknet. Dieser Prozess bewirkt, dass die Reispaste auf dem Stoff fixiert bleibt.

5. Danach folgt das Färben. Es werden verschiedene Arten von Pinsel verwendet. Die Schattierungen der Blütenfarben und die wie von Insekten angefressenen Blätter lassen die Muster sehr natürlich wirken – typisch für *Kaga-Yuzen*.
6. Der bemalte Seidenstoff wird 20 Minuten lang gedämpft, um die Farben haltbar zu machen.
7. Die gefärbten (gemalten) Flächen des Stoffes werden ganz mit Reispaste bedeckt. Sie dient als Schutz beim nächsten Färbevorgang. Der Stoff wird wieder mit Sojabohnenwasser angefeuchtet, um den nächsten Prozess zu erleichtern.
8. Jedes fertige Stoffteil wird auf einen langen Stoffstreifen genäht. Mit einer Bürste aus Hirschfell, welche viel Farbe aufnehmen kann, wird nun der ganze Stoff eingefärbt, um die Hintergrundfarbe zu erhalten. Die mit Reispaste abgedeckten Farbmuster (s. Nr. 7) nehmen die Hintergrundfarbe nicht an.
9. Wieder wird der Stoff 30-50 Minuten lang mit einer Temperatur von 90°C-100°C gedämpft. Dieses festigt die Farbe und macht sie leuchtender.
10. Dann kommt der für *Kaga-Yuzen* wichtigste Prozessschritt, nämlich das Auswaschen der Reispaste aus dem Stoff. Früher wurde das in dem klaren Wasser der beiden Flüsse Kanazawas durchgeführt. Die Leute konnten die hübschen 12 m langen Stoffbahnen im Wasserstrom sehen. Heute sind die Flüsse nicht mehr so sauber wie früher. Deshalb baute man in einer Halle ein Basin, in dem Grundwasser elektrisch zum Fließen gebracht wird. Die Temperatur dieses Wassers beträgt das ganze Jahr hindurch gleichbleibend ca. 14 Grad, die ideale Temperatur zum Auswaschen der Paste. Nur die Reibung des Wassers entfernt nach und nach die Reispaste. Durch die Umweltschutz-Bewegung werden heute Japans Flüsse wieder sauberer. Deshalb kann man manchmal am frühen Morgen wieder das Auswaschen im Fluss beobachten. Eine malerische Szene.
11. Die aufgefertigten Stoffteile werden von der Stoffbahn abgenommen und nochmals gedämpft und geglättet, ähnlich wie mit einem Dampfbügeleisen. Wenn es gewünscht wird, werden Gold- oder Silberstickereien zusätzlich eingefügt.

Der ganze Prozess nimmt 2-3 Monate in Anspruch. Eine Lage Seide (12 m lang) reicht für einen Kimono, der jetzt endgültig mit der Hand genäht werden kann.

Das Familienwappen ist immer in dem linken oberen Teil angebracht.

## Japanische Keramik

Seit Tausenden von Jahren wird in Japan in Abhängigkeit von den lokalen Tonvorkommen Keramik (*yakimono*) des täglichen Bedarfs hergestellt. Diese Keramik war anfänglich schlicht und leicht zerbrechlich. Im Laufe von Jahrhunderten wurden aus Korea und China fortschrittlichere Herstellungsverfahren übernommen.

Im frühen Mittelalter entwickelten sich in den sog. „6 alten Öfen“ der Orte **Seto, Tokoname, Echizen, Shigaraki, Tanba und Bizen** die jeweils charakteristischen Stilelemente dieser Orte. Weitere Keramikzentren kamen später hinzu wie **Karatsu**.

Unter dem Einfluss berühmter Teemeister und der Wertschätzung der Teezeremonie in der Priesterschaft und beim Adel blühte die Keramikherstellung in der Mitte des 16. Jh. auf. Berühmt wurde in Kyoto unter der Leitung des Tee-Meisters **Sen no Rikyū** die Brenntechnik von **Raku**.

**Chozaemon Hodoan** (1631-1712), der zusammen mit einem anderen Töpfer nach **Kanazawa** kam, begann 1666 mit der Produktion von **Ohiyaki Toshiro Ohi**, der 10. Chozaemon, und sein Sohn Toshio führen heute die Tradition ihrer Familie weiter und sind in Kanazawa eine der bekanntesten Töpfer Japans.

In der Meiji-Zeit führte die zunehmende Industrialisierung ab 1868 zu einem Niedergang der Werkstätten. Erst ab 1920 brachte die „*mingei*“-Bewegung die Rückbesinnung auf die Traditionen der Volkskunst und die Wiederbelebung der Keramikunst.

Die meisten der alten Keramikzentren liegen in Mittel- und Westhonshū. Im nördlichen Honshū gibt es nur die 2 berühmten Keramikorte **Kasama** in Ibaraki und **Mashiko** in Tochigi.

Da jeder Standort eine andere Tonsorte, eine andere Brennart und eine individuelle Historie hat, finden wir in Japan heute sehr verschiedene Stile. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist die Tradition japanischer Keramikunst bewahrt worden.

Japanische Ästhetik ist dem westlichen Kunstideal in vielem entgegengesetzt. Charakteristika sind Asymmetrie gegenüber einer als unbeweglich empfundenen Symmetrie in der westlichen Kunst. Spuren der Herstellung bis hin zur bewussten Verformung als Zeichen kunstvoller Natürlichkeit und Spontaneität genießen höchste Wertschätzung. Das aus dem Zen-Buddhismus abgeleitete Ideal der

„Leere“ oder „Leerheit“ wird auch bei der Keramik vor allem in der Glasur und im Dekor sichtbar.

## Japanisches Porzellan

Chinesische Imari (links, Mitte 18. Jh.) und Arita (rechts, Japan, 18. Jhr)



**Imari-Porzellan** (jap. *Imari-yaki* und *Arita-yaki*) bezeichnet japanisches Porzellan aus der Gegend von **Arita** (in der heutigen Präfektur Saga im Norden der Insel Kyūshū) mit dem kleinen Hafen **Imari**, von dem aus die Ware nach Nagasaki verschifft wurde.

Im siebenjährigen Invasionskrieg (1592-1599) ließ der japanische Feudalherr General **Hideyoshi Toyotomi** Tausende koreanische Töpfer und Kunsthandwerker nach Arita verschleppen. Unter der Aufsicht von Fürst **Nabeshima Naoshige** aus dem Saga Clan stellten sie dort in der Abgeschiedenheit eines kleinen Tals zwischen hohen Bergen feinstes Teegeschirr für die Teezeremonie her. Die Koreaner hatten in ihrer Heimat die Kunst der Porzellanherstellung von den Chinesen erlernt. Eine Flucht war den Gefangenen durch die Lage des Ortes nicht möglich, und kein Spion konnte die Herstellung der kostbaren Ware beobachten.

Der Koreaner **Ri Sampei** (*Sam-pyeong*) entdeckte in der Tongrube von Arita einen besonders Kaolin reichen Ton. Durch seine Meisterschaft im Umgang mit Hochtemperaturöfen gelang es ihm, Kaolin bei einer Temperatur von 1400°C zu brennen bzw. zu schmelzen und somit ein Porzellan ähnlich dem der Chinesen anzufertigen. Damit war die Jahrhunderte lange Vorherrschaft Chinas in der Porzellanherstellung gebrochen.

Zacharias Wagner, ein Deutscher aus Dresden im Dienste der Niederländisch-Ostindischen Kompanie, entdeckte dieses Porzellan für Europa. Wagner hatte 1656 für ein Jahr die Leitung der holländischen Niederlassung Dejima in Nagasaki

übernommen. Die chinesischen Porzellanexporte aus China waren infolge der im Süden noch andauernden Kämpfe zwischen Anhängern der zusammengebrochenen Ming-Dynastie und den Truppen der neuen Qing-Dynastie fast zum Erliegen gekommen. Deshalb suchte die Niederländische Ostasien-Kompanie vom Nahen bis zum Fernen Osten nach alternativen Bezugsquellen. Wagner, der auf die hohe Qualität der in Arita gebrannten Porzellane aufmerksam geworden war, ließ sich einige Muster herstellen, die in Batavia begutachtet wurden. Bei seinem zweiten Turnus in Japan gab er 1659 die erste große Bestellung auf. Weitere Bestellungen folgten und erwirkten eine sprunghafte Ausweitung der Produktionskapazitäten wie auch eine Steigerung der Qualität. Auch nach dem Wiedererstarken der chinesischen Porzellan-Produktion wurden japanische Imari-Waren bis zur Mitte des 18. Jh. in großen Mengen durch die Holländer nach Europa verschifft.

Die Niederländer und ihre Kunden übten einen starken Einfluss auf die Motive aus. Nach und nach bildete sich ein Stil heraus, der vor allem auf die Erwartungen der aristokratischen Kundschaft ausgerichtet war, die Wert auf Prunk legte.

Drei Farben dominieren in der Bemalung des traditionellen Imari-Porzellans, in Japan „Alt-Imari“ (*ko-imari*) genannt: Kobaltblau, Rostrot mit einem Einschlag zu Safran sowie der weiße Grund. Das Ganze wird betont durch die Verwendung von Gold. Die Bemalung zeigt vornehmlich Blumenmuster und Blätterranken, daneben Motive aus der Tierwelt. Die Brokatwirkung fand an europäischen Höfen viele Liebhaber. Die japanischen Porzellanmaler zeigten Phantasie und Freiheit bei der Gestaltung der Motive. Sie verstanden es, die Fläche originell einzuteilen und wagten auch asymmetrische Kompositionen.

Mitte des 17. Jahrhunderts entwickelten sich in Arita gleichzeitig zwei weitere Stile:

Der von Sakaida Kakiemon (1596-1666) entwickelte **Kakiemon-Stil** wird von dessen Nachfahren bis zum heutigen Tag gepflegt. Kakiemon I. wird als der erste Künstler angesehen, der in Japan Porzellan mit Emaille-Techniken und Überglasurfarben produzierte. Typische Farben sind rot, hellblau, gelb und türkis und auf weißem Grund aufgetragene Ornamente. Häufig sind die Porzellane in quadratischer oder acht- bzw. sechs-eckiger Form.

Im Jahr 1971 wurde Kakiemon in Japan zum "Unberührbaren kulturellen Erbe" erklärt.

Der **Iro-Nabeshima-Stil** verdankt seinen Namen dem Fürstenhaus *Nabeshima*, auf dessen Territorium das Kaolinvorkommen und die Porzellanmanufakturen lagen.

Kakiemon-Vase (18. Jh.), Jap. Imari (19. Jh.) und Englisches Imari (19. Jh.)



Die *Iro-Nabeshima*-Porzellane wurden ursprünglich nur für den Gebrauch der Nabeshima-Familie gefertigt. Sie sind besonders dünn und daher sehr wertvoll.

Wegen ihrer hohen Qualität wie auch des Preises wurden die Imari-Porzellane weithin kopiert. Zunächst gelang dies den Chinesen, nachdem sie gegen Ende des 17. Jh. ihre Produktion wieder in Schwung gebracht hatten. In diesem Fall spricht man auch vom „Chinesischen Imari“.

In der Präfektur Ishikawa südlich von Kanazawa entwickelte sich ab dem 17. Jh. ein Zentrum für **Kutani-Porzellan**. Auffallend ist die dichte Aufschüttung von fünf Farben: gelb, rot, grün, violett und dunkelblau. In späterer Zeit wurden die Farben heller. Man sieht dann auch Orange, Schwarz und Gold mit eingebunden.

In Europa fanden die ersten Verzierungsversuche auf Keramik statt, z. B. in Delft (Delfter Gold).

Nach der Entdeckung der Herstellungstechnik von Porzellan durch J. F. Böttger erschienen japanische Motive auf den Produkten der Manufaktur Meißen. Es folgten weitere europäische Manufakturen in Wien, Bayeux, Isigny, Paris, Limoges und gegen Ende des 18. Jh. in England.

Die Kunst der Porzellanherstellung verbreitete sich in Japan schnell durch die Entdeckung von weiteren Kaolinvorkommen. Sie wurde von den Gebietsfürsten stark unterstützt. Heute gibt es vielfältige Arten von japanischem Porzellan mit einem eigenen Stil, den nur Kenner durch die rückwärtige Zeichnung genau unterscheiden können. Es würde hier zu weit führen, auf alle japanischen Porzellanarten einzugehen.

Auffallend ist jedoch die Liebe der Japaner, in verschiedenen Arten von Porzellan- und Töpferwaren die einzelnen Speisen anzurichten und beim Essen auch die Schönheit des Geschirrs zu genießen.

In Geschäften für Gebrauchsporzellan überwiegen oft die weißen Porzellane mit blauem Muster. Man sollte es nicht versäumen, einen Blick auf die Vielfalt des Angebots zu werfen.

## Lackarbeiten

Die Herstellung von Lackwaren (*nurimono*) war in China mindestens seit der Shang-Dynastie (ca. 1600-1046 v. Chr.) bekannt. In Grabanlagen der mittleren und späten Shang-Dynastie wurden mit Lack verzierte Fragmente von Gefäßen und Behältern am kaiserlichen Hof gefunden. Die Lackmalerei entstand somit vor ungefähr 3000 Jahren in China.

Der Lack wurde aus dem Milchsaft des in Ostasien wachsenden Lackbaums, einer Lianenart, gewonnen. Da im tropischen und feuchten Klima viele Gegenstände schnell schimmeln, wurden sie mit diesem Lack überzogen. Der getrocknete Lack bildete einen festen Film, eine dauerhafte Schutzhülle, die den Gegenstand vor Korrosion, Schmutz, Feuchtigkeit und Insektenfraß schützte und ihn haltbarer machte. Er war widerstandsfähig gegen chemische und physikalische Einflüsse.

Neben der schützenden Eigenschaft des Lacks wurde bald seine Eignung als Bindemittel für Farben entdeckt. Die zweckgebundene Nutzung des Lacks wurde durch die künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten abgelöst. Die ästhetische Wirkung des Lacks trat in den Vordergrund. Wesentliche Eigenschaften der mit Lack bearbeiteten Flächen sind die Glätte, der Glanz und der völlig gleichmäßige Film. Sie ermöglichen feinste Dekorationen.

Importierte asiatische Lackarbeiten wurden in Europa im 19. Jh. zur Mode. Als Problem erwies sich aber, dass der Lack und das Holz bei der langen Schiffsreise nach Europa eintrockneten und durch Temperatur- und Luftfeuchtigkeitsschwankungen tiefe Risse entstanden. Deshalb mussten neuartige Lackrezepturen auf der Basis von Ölen, Harzen und Bindemitteln erfunden werden.

## Lackgewinnung und Lackierungstechnik

Der Lack wird durch Einschnitte in die Baumrinde gewonnen. Es ist eine grauweiße, dickflüssige Emulsion, die an der Luft bald in tiefes Braun oder Schwarz übergeht. Zur Reinigung presst man den gesammelten Lack durch Tücher, entzieht ihm durch künstliche Wärme sein Wasser und setzt ihm verschiedene Farben zu. Mit Saft des Kampferbaumes kann man ihn nach Belieben verdünnen.

Das Holz, welches lackiert werden soll, wird mit einem eisernen Schaber auf das sorgfältigste glatt geputzt und poliert. Etwaige Risse werden mit Werg oder Kitt aus Pflanzenbrei ausgefüllt. Man geht dabei so sorgsam vor, dass nicht die leiseste Erhebung zurückbleibt. Nach der Glättung überzieht man die Fläche mit Hanfleinwand oder Bastpapier und dann mit einer Grundmasse, die aus Wasser, Kleister, Rohlack und Tonerde besteht.

Dieser Grund muss einen Tag lang langsam trocknen und zeigt dann eine körnige Oberfläche, welche mit einem Stein von neuem poliert wird. Es folgen noch mehrere gleiche Arbeitsgänge mit dem jeweiligen Auftragen der Grundmasse, dem Trocknen und Schleifen bzw. Polieren. Für die letzte Grundierung wird schwarzer Lack genommen. Der Arbeitsraum wird dabei feucht und staubfrei gehalten. Nach dem extrem langsamen Trocknen folgt ein sorgfältiger Abschleif mit Magnolienholzkohle und Wasser. Danach können die Schlussarbeiten mit glänzenden Lackanstrichen und sonstigen Verzierungen beginnen.

Lack kann nicht nur auf Holz, sondern auf jede beliebige Fläche aufgetragen werden, auf Bambus, Papiermaché, Gewebe, Leder, Metall oder Stein.

Oft weisen Lackarbeiten Einlegearbeiten aus Gold, Silber oder Perlmutter auf. Gerne wird auch mit Gold- oder Silberstaub gearbeitet. Japanische Lackmeister haben diese Kunst des *maki-e* hoch entwickelt. Etliche solcher Arbeiten haben offiziell den Rang eines nationalen Kulturguts erhalten.

## Japanische Gartenarchitektur

Die Wurzeln der japanischen Gartenkunst gehen zurück nach China. Dort entwickelte sich die Kunst des Gartenbaus bereits 100 Jahre vor Christus.

Nach einem uralten chinesischen Mythos liegen im „östlichen Meer“ auf dem Panzer einer Schildkröte die Inseln der Unsterblichen. Hier leben sie miteinander in ewiger Harmonie und im Einklang mit der Natur. Sie fliegen auf Drachen (oder

auf Kranichen) über die bergigen Inseln, die mit Kiefern bewachsen sind. Auf einer der Inseln namens *Peng-lai*, jap. *Hōrai* genannt, entspringt aus einem Felsen das Lebenselixier, welches zur Unsterblichkeit verhilft.

Der chinesische Kaiser *Wu Ti* (Wu Di 140-87 v. Chr., Han Dynastie) ließ, nachdem eine von ihm ausgesandte Delegation diese Inseln nicht fand, einen Paradiesgarten mit Seen und Inseln anlegen, um die Unsterblichen anzulocken und um von ihnen das Lebenselixier zu erhalten. Nach diesem Vorbild wurden in China später viele Gärten gebaut. Mittelpunkt war stets ein großer See mit einer oder mehreren Inseln, Steine/Felsen und Kiefern.

Als im 6.Jh. die Einflüsse des **Buddhismus** und **Taoismus** und damit das Streben des Menschen nach Harmonie mit der Natur nach Japan kamen, trafen sie dort auf den **Shintōismus**, der bis heute die Verehrung der Natur mit dem Glauben an eine geheimnisvolle unergründliche Urkraft verbindet. Besonders der Stein hatte immer Symbolgehalt.

Ebenfalls aus China kam in dieser Zeit die **Lehre der Geomantie**, welche einen beträchtlichen Beitrag zur Ästhetik der Gartenkunst leistete. Es gibt für diese Wissenschaft verschiedene Namen. Der bei uns bekannteste ist Feng-shui - Wind und Wasser - oder die sehr vereinfachte Bezeichnung „yin und yang“. Die sino-japanische Geomantie beruht auf einem ganzheitlichen Verständnis des Kosmos. Der Mensch ist ein integraler Bestandteil der Natur und ihrer Energiefelder. So befasst sich die Geomantie mit günstigen energetischen Formen und Platzierungen für ein Haus, ein Grab, die Anlage einer ganzen Stadt.

Die gesamte Entwicklung der japanischen Gartenbauarchitektur war den Diktaten der Geomantie unterworfen. So entstand besonders bei der Steinsetzung ein kompliziertes System von Regeln, Geboten und Verboten. Gärten sollten so gebaut werden, dass sie einen natürlichen Bestandteil der Landschaft mit Bergen und Wasser – „*san-sui*“ – darstellen. Die Harmonie des Gegensätzlichen durfte nicht verletzt werden und gehört heute zu den Hauptregeln bei der Anlage von japanischen Gärten. Harmonie zwischen Schatten und Licht, zwischen eckigen und runden Dingen, asymmetrische Kombinationen von Steinen, Sträuchern und Bäumen. Die Zahlensymbolik war von größter Bedeutung, besonders die der 7, 5, und 3, welche dem Zahlenquadrat der chinesischen Kosmologie entnommen sind. Gerade Wege im Garten wurden vermieden, denn auf ihnen konnten die bösen Geister ungestört wandeln. Deshalb wurden Wege und Brücken abgewinkelt oder versetzt angelegt und halbrunde Brücken gebaut, über die die bösen Geister sich nicht fortbewegen konnten.

Zu den obersten Gesetzen in der japanischen Gartenarchitektur zählen bis heute Schönheit im Natürlich-Zufälligen, aber auch Schönheit durch die vom Menschen geschaffenen perfekten Formen. Eine Symbiose zwischen den geometrischen Formen des Kreises, Dreiecks und dem rechten Winkel und den natürlichen Formen lässt die Gärten Harmonie ausstrahlen.

Der Weg zu einer Vollkommenheit, wie sie die japanischen Gärten erreicht haben, ist ein Werk von Generationen hoch gebildeter Künstler und Gelehrter, aber auch zahlloser anonymer Gärtner. Auf diesem jahrhundertlangen Weg wurden feststehende Regeln entwickelt, die im Laufe der Geschichte nur erweitert und ergänzt, aber nie total verändert wurden. Ein neuer Gartenstil bedeutet nicht, dass der Stil der vorhergehenden Epoche einfach zu den Akten gelegt wird. Er ist als eine Neuinterpretation eines alten Modells zu sehen, in welchem sich Altes mit Neuem verbindet. Erst in der Moderne begann der Mensch, der Natur seinen eigenen Willen aufzuzwingen und mit abstrakten Formen zu gestalten, die kaum mehr einen Zusammenhang mit der wirklichen Natur erkennen lassen.

Nicht jeder Garten in Japan ist ein japanischer Garten und kein japanischer Garten gleicht dem anderen. Zwar liest man, dass es nur **drei „berühmte Gärten Japans“** gibt:

- ▶ den *Kōraku-en* in Okayama,
- ▶ den *Kenroku-en* in Kanazawa und
- ▶ den *Kairaku-en* in Mito.

Alle drei stehen oder standen in Verbindung mit einer Burg und gehören im weiteren Sinne zu den Wandelgärten der Edozeit (vgl. Teichgarten).

Es gibt in Japan eine Vielzahl wunderschöner und berühmter Gärten von sehr unterschiedlicher Größe und Gestaltung. Man kann sie grob in drei Gruppen einteilen:

1. Die **Teichgärten**,
2. Die **Trockenlandschaftsgärten** oder *karesansui-teien*
3. Die **immergrünen Teegärten**

Die **Betrachtungsgärten** (auch Innengärten oder *tsubo niwa* genannt) könnte man als 4. Gruppe anfügen. Sie entstanden durch den *shoin*-Stil der Gebäude im 14.-16. Jh. Sie sind aber im strengen Sinn keine eigene Gartenart, sondern aus den drei vorher genannten entstanden.

### 1. Der Teichgarten (*chitei*)

Er ist der klassische Typ und entstand schon in der Narazeit (8. Jh.). Seine Hochblüte war in der Heianzeit (9.-11. Jh.) und später in der Edo-Zeit (17.-18. Jh.). Hauptgestaltungselement war der Teich mit einer geschwungenen Uferzone, mit tiefen Einbuchtungen und einer Landzunge, die sich in den Teich schob. Eine oder mehrere Inseln waren durch Brücken mit dem Ufer verbunden. Dieser Gartentyp war der „Hausgarten“ der kaiserlichen Villen und Adelssitze und trug zur Bereicherung des gesellschaftlichen Lebens bei Gartenfesten mit Bootsfahrten bei. Zwischen dem Teich und dem Gebäude lag eine Kiesfläche; es gab bereits Steinsetzungen mit markanten Solitärsteinen. Beschnittene Kiefern überwogen in der Bepflanzung.

In der Edo-Zeit wurden die Teichgärten als Wandelgärten angelegt mit Wegesystemen, die um den Teich herum führten. Sie sollten zum Stehenbleiben und Betrachten anregen und immer neue Blicke auf den Teich gestatten. Künstliche Hügel verstärkten den Landschaftscharakter und ließen die Gesamtfläche größer erscheinen. Der direkte Bezug zum Wohnhaus fehlte, häufig wurde aber ein Teehaus an den See gebaut.

Bis heute werden Teichgärten in ähnlicher Weise angelegt mit oder ohne Verbindung mit einem Gebäude oder Teehaus, aber immer mit einer Wegführung um den Teich.

### 2. Der Trockenlandschaftsgarten oder *karesansui-teien*

Dieser Gartentyp, entstanden in der Zeit der Ausbreitung des Zen-Buddhismus (ab 12. Jh.), verzichtet auf das Wasser als Naturelement und ersetzt es durch in Wellen gerechten Kies, Sand und Felsen. Spärliche Vegetation in Form von Moos, Gräsern und durch Schnitt geformte Büsche und Bäume vervollständigen das malerische und abstrahierende Landschaftsbild. Diese Gärten sind zum Betrachten oder zum Meditieren gedacht und im allgemeinen nur von einer bestimmten Seite her anzuschauen. Sie beschränken sich auf das Elementare – eine Grundregel der Zen-Philosophie.

Dieser Stil eignet sich auch immer zur Gestaltung kleinster Garten- und Hofflächen, die Ruhe und Schönheit ausstrahlen und ist deshalb weit verbreitet und sehr beliebt

### 3. Der Teegarten (*roji* – taufeuchter Pfad)

Er teilt sich auf in zwei Bezirke. Den äußeren Teil durchschreitet man auf einem meist moosgesäumten Weg und gelangt zu einem offenen Wartehäuschen (*machi*), in dem die Gäste auf die Teezeremonie warten.

Im Inneren Teil führt ein gewundener Pfad aus Trittsteinen zum Teehaus. Ein steinernes Wasserbecken, Steinlaternen, manchmal auch ein Quellstein mit einem kleinen Wasserlauf säumen den Weg. Alle Gestaltungsmittel sind einfach. Dichtgesetzte immergrüne Büsche und Farne und der moosbedeckte Boden sollen das Gefühl der Kühle und Abgeschlossenheit vermitteln.

#### Betrachtungsgarten (Innengarten = *tsubo niwa*);

*tsubo* ist ein jap. Flächenmaß

Ein Betrachtungsgarten kann als kleiner Teichgarten, als Trockenlandschaftsgarten oder als eine Mischform beider Gärten angelegt sein. Das Wesentliche ist, dass diese Gärten nicht zum Leben im Freien und zur Geselligkeit gedacht sind, sondern einen ästhetisch gestalteten Freiraum meist von kleinem Ausmaß zwischen Gebäuden schaffen.

Schon in der späten Heian-Zeit und in Zen-Tempeln findet man sehr kleine Innengärten, meist im *karesansui*-Stil (s. o.). In den in Anlehnung an die Teegärten gestalteten immergrünen kleinen Betrachtungsgärten kamen Schmuckelemente wie Laternen, Wasserbecken, Steinpagoden und vieles andere besonders gut zur Geltung.

Mit dem aufkommenden *shoin*-Stil in der Muromachi-Periode (1335-1573) gehörte der Betrachtungsgarten zu jedem größeren Wohngebäude. Seinen Namen erhielt der neue Architekturstil durch ein Schreibrett (*tsuke-shoin*), das vor einem Schiebefenster eingebaut war. Dieses Detail wurde aus den Schreibstuben der Zen-Mönche übernommen.

Der Garten wurde so gestaltet, dass er sich von diesem Platz aus in seiner ganzen Schönheit präsentierte.

Die Japaner lieben diese Art von Gärten. Man findet sie überall und sie werden heute nicht mehr streng auf ein Blickfeld ausgerichtet. Fast jedes neue komfortable Hotel oder öffentliche Gebäude hat so einen Innengarten, in den man von den Gesellschafts- oder Empfangsräumen aus hinein blicken kann. Kies, Steine,

Innengarten des Ostasiatischen Kunstmuseums, Köln



Schmuckelemente, Moos, Bambus, Farne, Azaleen und häufig eine Wasserquelle strahlen Ruhe aus und lassen vergessen, dass man sich mitten in einem Häusermeer befindet.

## Ikebana

*Ikebana* bedeutet „lebende Blume“ (*ike* von *ikeru* = leben, *bana* von *hana* = Blume). Obwohl die Blumen abgeschnitten und dem Verwelken ausgesetzt sind, wirken sie durch das Arrangement, als ob sie leben und sich gerade zu voller Schönheit entfaltet haben.

Den Ursprung dieser Art von Blumenstecken kann man bis ins 6. Jh. zurückverfolgen, als der Buddhismus nach Japan kam. Besonders arrangierte Blumen stellte man schon damals als Opfergabe vor eine Buddhastatue.

Im 9. Jh. förderte Kaiser Saga die Blumensteckkunst. Die Schönheit der Natur sollte in dem Blumenarrangement wiedergegeben und gleichzeitig die Gefühle des Menschen zum Ausdruck gebracht werden. Dazu bedurfte es eines besonderen Stils des Arrangierens.

Die Blütezeit des *Ikebana* begann in der Muromachi-Zeit, Ende des 14. Jh., als alle Künste bis zur höchsten Vollendung verfeinert wurden. Die Gestecke wurden in einer Nische des Hauses (*tokonoma*) je nach Anlass, Feierlichkeit oder Jahreszeit aufgestellt. Der aufkommende shoin-Baustil des japanischen Hauses hatte immer eine *tokonoma* vorgesehen, in der außer dem *Ikebana*-Arrangement meistens ein Kunstobjekt stand und ein Rollbild (*kakemono*) mit Kalligraphie oder Zeichnung hing.

Im Laufe der Jahrhunderte entstanden verschiedene *Ikebana*-Schulen, die heute noch bestehen und gerne meist von Frauen besucht werden (obwohl früher das Blumenarrangement eine Sache für die Männer war). Aus der Vielzahl der Schulen seien genannt: Ikenobo, Ohara, Sōgetsu, Saga und Kōryū. Obwohl sich die Stilrichtungen dieser Schulen im Einzelnen unterscheiden, gibt es doch bei allen die Grundprinzipien Linie, Rhythmus und Farbe als Mittel zur Gestaltung eines lebendigen Kunstwerkes. Während man im Westen mehr Gewicht auf Fülle und Farben legt und der Blüte die meiste Aufmerksamkeit schenkt, betonen die Japaner die lineare Gestaltung, die sowohl Stiele, Zweige, Blüten und Knospen umfasst.

Das *Ikebana* Arrangement wird durch **3 Hauptlinien** gekennzeichnet, die den Himmel, den Menschen und die Erde symbolisieren.

- ▶ die wichtigste Linie ist der Zweig, der für den Himmel steht.
- ▶ Der Nebenzweig, der den Menschen symbolisiert, soll den Eindruck vermitteln, als würde er aus der Hauptlinie zur Seite oder nach vorne herauswachsen. In seiner Länge sollte er 2/3 des Hauptzweiges erreichen.
- ▶ Der kürzeste Zweig bedeutet die Erde.

Man kann noch sog. „Füller“ in Form von Blüten oder anderen Materialien zufügen. Sie dürfen aber keine Dominanz gegenüber den 3 Hauptlinien zeigen. Alles muss so gesteckt sein, dass es aussieht, als ob es eine gemeinsame Wurzel hätte. Man unterscheidet Arrangements im aufrechten oder geneigten Stil.

Die Auswahl der Gefäße bleibt dem/der Meister/in überlassen. Seit dem 19. Jh. benützt man zum Stecken einen „Igel“ aus Metall (*kenzan*) oder man arbeitet mit althergebrachten Techniken zum Halten der Blumen und Zweige.

Um der *Ikebana*-Kunst auch im modernen Leben einen Platz zu geben, suchen die Schulen heute nach neuen Ausdrucksformen, die den traditionellen Stil übertreffen. Häufig sieht man Kreationen, die sich nicht mehr auf ein Arrangement in einem einzigen Gefäß beschränken, sondern weitere Objekte mit einbeziehen. Manchmal vermischt sich westliche Floristik mit modernem *Ikebana* und man sucht vergeblich die alten Regeln der traditionellen *Ikebana*-Schulen. Mit Heraklit könnte man auch sagen „panta rhei“ – alles ist im Fluss.

## Darstellende Kunst

Japan bietet eine Vielzahl weltberühmter traditioneller Bühnenkünste. Drei bekannte Formen seien hier herausgegriffen. Sie sind faszinierend, bedürfen aber